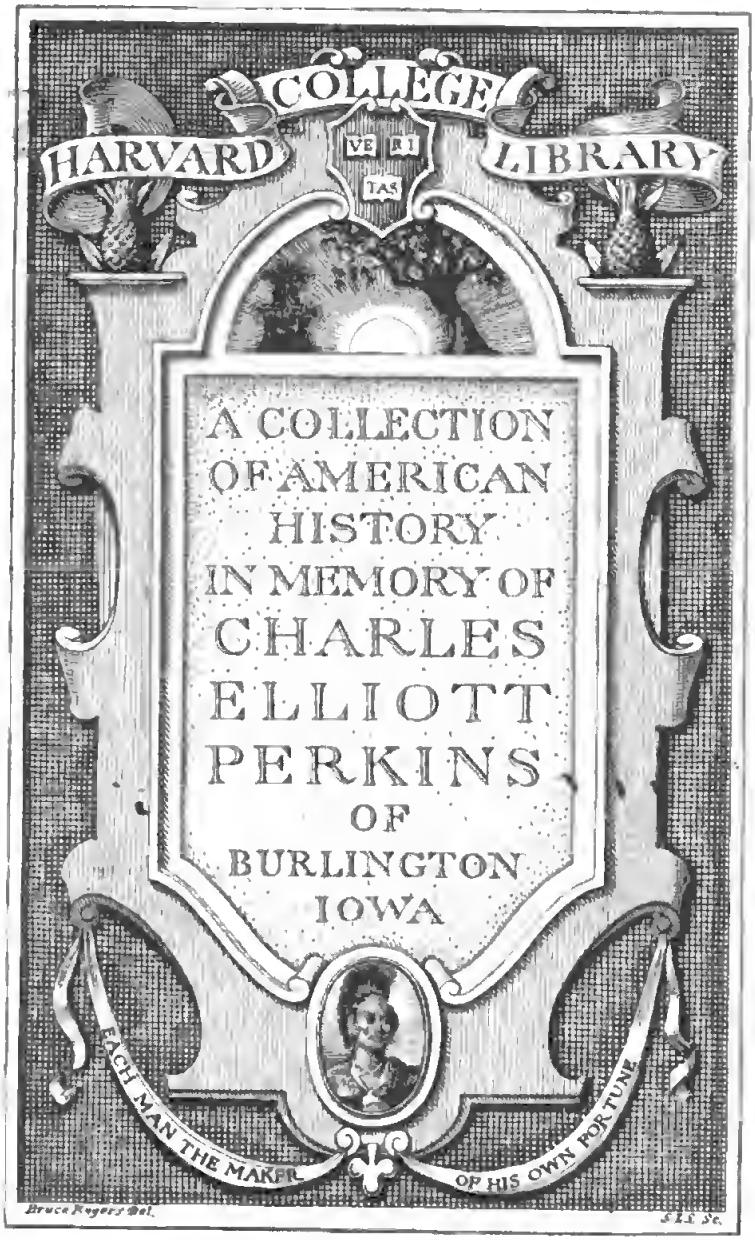
US
10048
48.15

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

oogle

US 10048.48.15.



31 b 2

Einige Anweisungen

für

Auswanderer

nach den

westlichen Staaten von Nordamerika

und

Reisebilder

von

August Rauschenbusch.

Dritte Auflage.

Elberfeld u. Iserlohn.
Verlag von Julius Bädeker.
1848.

U S 10048.48.15

HARVARD COLLEGE
MAR 22 1912
LIBRARY.

C. E. Perkins memorial

Vorwort.

Im vorigen Sommer ward ich von einigen meiner Freunde in Deutschland, welche mit dem Gedanken der Auswanderung hieher umgingen, aufgefordert, ihnen einige Anweisungen über die Ausführung dieses Vorhabens zu geben. Ich that dies auch. Die Anweisungen wurden in Deutschland gedruckt und fanden einen sehr schnellen Absatz. In Folge dessen ward ich aufgefordert, über manche Punkte mich noch vollständiger auszusprechen, um dann eine zweite, vermehrte Auflage zu veranstalten. Ungern fügte ich mich diesem Wunsche. Denn ich bin nach Amerika gegangen, um für das Seelenheil meiner ausgewanderten Landsleute zu wirken, und finde in diesem meinem eigentlichen Berufe genug zu thun. Schwer nur fand ich die Zeit für eine Arbeit, die soviel Vorsicht und soviel Genauigkeit auch in den geringsten Dingen erfordert, und doch nur zunächst das leibliche Wohl der Auswanderer betrifft. Ich habe jedoch in den anderthalb Jahren, die ich in Amerika zugebracht habe, theils im Osten und theils im fernen Westen des Landes, sehr oft gefunden, daß ein einzelnes, aus Unkunde begangenes Versehen den Auswanderern viel Noth und Unannehmlichkeit zuzog. Daher treibt mich die Liebe zu meinen Landsleuten, soviel ich kann, sie vor Allem zu warnen, auch was ihr irdisches Glück hier im Lande stören könnte. Ich habe bei meinen Anweisungen besonders den Mittelstand, die auswandernden Landleute und Handwerker,

im Auge gehabt, in dem Gedanken, daß Kaufleute und Gelehrte ſich aus größeren Werken Belehrung verſchaffen würden. Ich hoffe, verſtändlich und zweckmäßig für Landleute und Handwerker geſchrieben zu haben. Daß ſie meine einfachen Anweiſungen beherzigen und befolgen mögen, darum brauche ich daher wohl nicht erſt zu bitten. Dagegen möchte ich eine andere Bitte an meine Leſer richten, zu der ich durch meine Bemühungen um ihr zeitliches Wohl einiges Recht zu haben glaube. Es iſt die, daß ſie zu und auf ihrer Reiſe auch diejenigen Anweiſungen mitnehmen und beherzigen, welche ihnen den Weg nach dem Lande des ewigen Lichtes und Friedens zeigen, wo alle Noth aufhört. Dieſe Anweiſungen ſtehen in der heiligen Schrift. O möchte jeder Auswanderer ſie mitnehmen, leſen und befolgen! Möchte jeder bedenken, daß, um jenes ſelige Land zu erreichen, wir ſchon hienieden auswandern müſſen aus dem Dienſthauſe der Sünde, und zu dieſem Ende uns anvertrauen der ſichern Führung unſers einigen Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti! Möchte jeder eingehn durch die enge Pforte und wandeln auf dem ſchmalen Wege der Buße, Selbſtverleugnung und Hingebung an Gott! Denn dieſer Weg allein führt zum Leben!

Geſchrieben zu Neu-York am 4. März 1848.

Auguſt Rauſchenbuſch,
evangel. Prediger.

1. Landleute, beſonders wenig bemittelte Landleute, ſo wie Taglöhner, können offenbar mehr als irgend ein anderer Stand von der Auswanderung nach Amerika eine Verbeſſerung ihrer Lage erwarten. Es gibt hier noch viele Millionen Acre unbebauten und gleichwohl ſehr fruchtbaren Landes (1 Acre iſt etwa 1¼ Morgen), dieſelben werden vom Congreß oder der Geſammtregierung der Vereinigten Staaten zu 1¼ Dollar per Acre verkauft, daher ſie Congreßland heißen (auch public land oder vacant land). Wer daher auch nur 150 Dollars (210 preußiſche Thaler) mit an Ort und Stelle bringt, kann dafür 80 Acre Congreßland kaufen und noch eine Summe von 50 Dollars übrig behalten zur Anſchaffung von Vieh und den nöthigſten Haus- und Ackergeräthen. Ja ſelbſt, wer bloß die Seereiſe bezahlen kann und nichts mit hieher bringt, als einige Thaler und dabei arbeitſame, fleißige Hände, kann in 2 bis 3 Jahren leicht ſo viel verdienen, um ſich ein Stück Congreßland zu kaufen. Es ſtehen ihm hiezu folgende drei Wege offen:

a) Taglöhner-Arbeit an Kanälen und Eiſenbahnen, wozu eben jetzt an mehreren Orten gute Gelegenheit iſt. Namentlich werden im Staate

Neu-York und in den angrenzenden Theilen von Penſylvanien und Connecticut, mehrere große Eiſenbahnen gebaut, woran noch mehrere Jahre lang den ganzen Frühling, Sommer und Winter hindurch ganze Schaaren deutſcher Arbeiter Beſchäftigung finden können. Sie erhalten dafür 1 Dollar täglich, wofür ſie von Morgens 6 bis Abends 7 Uhr arbeiten müſſen; Mittags iſt 1 Stunde Ruhe. Koſt und Wohnung (boarding) nehmen wöchentlich 2½ — 3 Dollars von dieſem Verdienſte weg. Somit kann ein Arbeiter, der von Anfang April bis Ende Oktober unausgeſetzt arbeitet, nach Verlauf dieſer Zeit über 100 Dollars in Händen haben und damit nach dem Weſten reiſen. Es iſt aber wohl zu bedenken, daß hierzu eine gute Geſundheit und eine ſtarke Hand erforderlich iſt.

b) Der zweite Weg iſt, bei einem ſchon länger hier wohnenden Landmann (farmer) ſich als Taglöhner zu vermiethen. Ein ſolcher erhält im Weſten in der Nähe einer größern Stadt gegen 100 Dollars jährlich, weiter im Innern des Landes 50—70 Doll., außer Koſt und Wohnung. In den erſten Monaten kann der neue Ankömmling zwar in der Regel noch nicht auf den vollen Lohn Anſpruch machen, da er die nöthigen Handgriffe noch nicht in der Uebung hat, indem hier Alles auf eine ſchnellere und kürzere Art betrieben wird wie in Deutſchland. Doch verdient Einer auch im ſchlimmſten Falle immer ſo viel, als er zu ſeinem Lebensunterhalt bedarf. Beſonders für ledige junge Leute iſt dies offenbar der beſte Weg, den ſie einſchlagen können, da ſie dadurch nicht nur Geld

verdienen, ſondern auch den hieſigen Landbau und die hieſige Lebensart kennen lernen. Doch bieten ſich auch für ganze Familien in dieſer Hinſicht oft günſtige Gelegenheiten dar, deren Benutzung ſelbſt denjenigen zu empfehlen iſt, welche allenfalls ſoviel Vermögen beſitzen, um ſich gleich Congreßland anzukaufen. Denn das Urbarmachen von Congreßland iſt in der Regel für den neuen Einwanderer mit zu großen Schwierigkeiten verbunden, während der ſchon eine Zeitlang hier Wohnende ſchon beſſer gelernt hat, wie er die Sachen angreifen muß, und auch beſſer an das Klima gewöhnt iſt.

c) Der dritte Weg iſt, ein ſchon eingerichtetes Landgut zu pachten. Als Pachtſchilling dafür gibt man entweder ein Drittheil des eingeernteten Getraides oder eine mäßige Summe Geld, welches Letztere in der Regel vorzuziehen iſt. In dieſem Verhältniß hat der Einwanderer Gelegenheit, ſich in ſeiner nächſten Umgebung grade dasjenige Stück Landes auszuſuchen, welches ihm am beſten paßt, um es ſpäter anzukaufen. Dazu kann er ſich etwas Vieh heranziehen, und theils durch Verkauf des eingeernteten Getraides, theils durch Tagelohn bei ſeinem Nachbarn ſich mit der Zeit etwas Geld zurücklegen.

2. Wohlhabende Landleute können im Weſten ein ſchon eingerichtetes Landgut (farm) von 80 bis 120 Acre, wovon etwa der vierte Theil urbar gemacht iſt, und worauf die nöthigſten, wenngleich ſchlicht und roh aufgeführten, Gebäude ſtehen, zu einem verhältnißmäßig geringen Preiſe kaufen. In der Entfernung von etwa 10 Stunden von einer größeren Stadt koſtet ein ſolches 500—1000 Doll.,

in der Entfernung von 20 Stunden 3—600 Doll. Häufig ist in der Nähe solcher Landgüter noch Congreßland zu haben, wovon der Käufer, wenn seine Mittel ihm dies erlauben, gleich so viel dazu kaufen kann, als er später urbar machen und benutzen zu können denkt. — Reichen Landleuten ist die Auswanderung nur dann anzurathen, wenn sie viele Kinder haben und dieselben in der Heimath nicht anzubringen wissen, oder wenn sonstige wichtige Gründe sie dazu treiben. Uebrigens finden sie es hier nicht so bequem wie daheim. Namentlich solche, welche gewohnt sind, nicht selbst zu arbeiten, sondern Andere für sich arbeiten zu lassen, gehen hier entweder zurück oder müssen sich entschließen, selbst mit Hand an's Werk zu legen. Schön wäre es, wenn reiche Landleute, welche auswandern wollen, für einige ärmere das Reisegeld mit bezahlten und dieselben dafür hier im Lande einige Jahre in Taglohn nähmen. Freilich müßten es zuverläßige, redliche Leute sein, für welche sie diese Ausgabe wagten. Denn nur solche werden ihren in Deutschland eingegangenen Verbindlichkeiten, zu deren Erfüllung sie hier gesetzlich nicht gezwungen werden können, aus eignem guten Willen nachkommen. Und, um sie bei gutem Willen zu erhalten, wäre es zweckmäßig, von vorn herein ein in der Nähe liegendes Stück Land für sie anzukaufen und ihnen zu versprechen, daß sie dasselbe nach einer gewissen Anzahl von Jahren als freies Eigenthum besitzen sollen.

3. Von den Handwerkern finden Schmiede und Zimmerleute am sichersten und allgemeinsten ihr Auskommen in Amerika, nicht nur in den

Städten, ſondern ſelbſt in den entlegenſten neuen Anſiedelungen. Vorzüglich Schmiede gelangen häufig in wenigen Jahren zu großem Wohlſtande. Die meiſten andern Handwerke lohnen ſich in ganz neuen Anſiedelungen nicht, weil da Jedermann, ſo gut oder ſchlecht es eben geht, ſeine Schneider=, Schuhmacher=, Schreiner= und Maurer=Arbeiten ſelbſt verſieht. Indeß wo eine Anſiedelung (settlement) ſchon mehrere Jahre lang beſteht, kommen die oben genannten Handwerker gut fort. Nur müſſen ſie neben ihrem Handwerke auch etwas Ackerbau treiben. Wenn ſie bei den Leuten im Hauſe arbeiten, was dieſelben in der Regel vorziehen, ſo bekommen ſie außer der Koſt 3—5 Schilling täglich (1 Schilling oder Bit iſt $^1/_8$ Dollar oder 5 Sgr.). Nicht ſelten aber müſſen ſie ſtatt baaren Geldes Korn oder Taglohn als Vergütung ihrer Arbeit annehmen. In den Städten, falls ſie nicht etwa allzu neu und klein ſind, nährt natürlich jedes Handwerk ſeinen Mann, auch ohne daß er Ackerbau dabei treibt.

Außer den oben ſchon genannten Handwerkern können vorzugsweiſe folgende noch ſich hier ein gutes Fortkommen verſprechen: Gerber, Sattler, Wagner, Gärtner (vorzugsweiſe in Städten und mehr angebauten Gegenden), Maurer, Steinhauer (vorzüglich an den Eiſenbahnen) Spinnradmacher und Holzſchuhmacher (die zwei letztern auch in ganz neuen Anſiedelungen). Alle Handwerker aber, beſonders die Sattler und Wagner, müſſen ſich gefallen laſſen, viele Arbeiten ganz anders zu lernen und zu treiben, als wie ſie es früher gewohnt waren.

4. Fabriken gibt es im Westen Nordamerika's nicht, und wird auch sobald noch keine geben, weil Jeder, der Kapital hat, es hier lieber anwendet, Land zu kaufen. In den östlichen Staaten, besonders in den Massachusetts, Connecticut und Pennsylvanien, gibt es viele blühende Fabriken. Allein dort verliert sich der Deutsche unter den Amerikanern und kann seine Sprache und Art nicht auf seine Nachkommen fortpflanzen. Daher ist es für Fabrikarbeiter immerhin bedenklicher und schwieriger, hierher auszuwandern, als wie für Landleute und Handwerker. Am leichtesten geht es bei Solchen, welche schwere Fabrikarbeit hatten, wie die Drahtzieher, und dabei Holzhauen und Gartenarbeit getrieben haben. Die können hier, wenn sie Lust dazu haben, recht wohl zum Ackerbau übergehn, namentlich wenn sie noch jung sind. Sie müssen in diesem Falle auf die oben beschriebene Art sich 1 oder 2 Jahre bei einem Landmann vermiethen und dadurch den Landbau lernen. Ich bemerke hierbei, daß der Landbau hier in Amerika die geachtetste Beschäftigung ist und daß er viel leichter und einfacher betrieben wird, wie in Deutschland, so daß Mancher hier mit Lust und Erfolg Landmann wird, der in Deutschland ganz etwas Andres war. Solche Fabrikarbeiter, welche nur an leichte Arbeit gewohnt waren, müssen, wenn sie auswandern wollen, hier irgend ein leicht zu erlernendes Handwerk ergreifen, wobei zu bemerken ist, daß hier zu Lande ein Lehrling gleich Lohn erhält, wenn es auch ein Knabe ist, vielmehr, wenn er erwachsen ist.

5. Dienſtmädchen kommen hier vorzüglich gut an. Sie erhalten in St. Louis 6 bis 8 Dollars Lohn per Monat, dazu außer Koſt und Wohnung in vielen Fällen noch Kleidungsſtücke und ſonſtige Geſchenke. Auch brauchen ſie lange nicht ſo viele und ſo ſchwere Arbeit zu thun, wie ein Dienſtmädchen in Deutſchland. Die Urſache hiervon iſt, daß die Amerikanerinnen thörichterweiſe großentheils zu ſtolz ſind, ſich zu vermiethen. Deßhalb ſind die deutſchen Dienſtmädchen in ganz Amerika ſehr beliebt und geſucht. Die engliſche Sprache macht hierbei wenig Schwierigkeit, da ſie ſich in keinem Verhältniſſe leichter erlernen läßt, wie in dieſem. Manche Eltern, welche mehrere Töchter haben, finden ihren Lebensunterhalt vollſtändig durch den Lohn, den dieſelben verdienen. — Auch Näherinnen verdienen viel. Es wird ihnen namentlich von den vielen Laden, welche fertige Kleidungsſtücke verkaufen, zugeſchnittenes Zeug zu nähen gegeben, wodurch ſie nur bei mäßiger Geſchicklichkeit leicht ½ Dollar oder 20 Sgr. per Tag verdienen können.

6. Für alle Auswanderer iſt es wichtig, für diejenigen, die nicht Landleute werden wollen, höchſt wichtig, daß ſie, ehe ſie hierher kommen, einen Anfang in Erlernung der engliſchen Sprache gemacht haben. Nehme daher, wer irgend kann, namentlich jüngere Leute, noch in Deutſchland engliſchen Sprachunterricht! Die Zeit und das Geld, was darauf verwandt wird, bekommt man hier mit 100 Prozent Zinſen zurück, da Jemand, der auch nur etwas engliſch kann, hier ganz ungleich leichter

fortkommt. Wer in Deutſchland ſchon den Grund gelegt hat, und dann, was ſich ſehr gut thun läßt, während der Seereiſe durch Mitnahme eines engliſchen Lehrbuchs ſich etwas fortgeübt hat, lernt die Sprache zehnmal leichter, als wer hier erſt durch den bloßen Umgang ſie lernen muß, es ſei denn, daß er z. B. als Lehrling bei Amerikanern wohnt, und gänzlich unter ihnen lebt. Ein ſehr einfaches Hülfsmittel zum Erlernen des Engliſchen, welches auch in anderer Hinſicht fruchtbringend und nützlich iſt, beſteht darin, daß man ſich ein engliſches Neues Teſtament anſchafft, und daſſelbe mit dem deutſchen Neuen Teſtamente zuſammenhält. Für junge Leute iſt es nach ihrer Ankunft in Amerika ſehr zweckmäßig, in eine der amerikaniſchen Sonntagsſchulen zu gehen, die mit jeder Kirche hier verbunden ſind. Häufig beſtehen darin beſondere Abtheilungen für erwachſene Deutſche, um dieſelben zugleich in der Bibel und in der engliſchen Sprache unentgeltlich zu unterrichten. Die Unterrichtsſtunden ſind Sonntag Morgens von 9 bis 10 und Nachmittags von 2 bis 3 Uhr. Sodann hilft es viel, wenn man auf die vielen tauſend Wörter merkt, die in beiden Sprachen weſentlich dieſelben ſind, obgleich ſie etwas verſchieden lauten, z. B. brother Bruder, sister Schweſter, Bread Brod, give geben ꝛc. ꝛc. Sehr verfehlt iſt es, daß viele Deutſche hier im Lande die beiden Sprachen ſo in einander miſchen und in ihr Deutſch ſo viele engliſche Wörter mit hineinflechten. Wer das thut, verliert ſein Deutſch und gewinnt kein richtiges Engliſch. Jeder ſollte ſich bemühen, das Engliſche richtig zu lernen, aber auch ſein Deutſch richtig zu behalten.

7. Ferner iſt es wichtig, daß Auswanderer das eine oder andere Buch über Amerika leſen, was ſie ja in jedem Buchladen leicht erhalten können. Beſonders zu empfehlen ſind die Schriften von Duden, Francis Grund, de Haas, Traugott Bromme, Moritz Beyer.*) Es läßt ſich freilich nicht Alles gebrauchen, was man in dieſen Büchern findet. Doch erhält man dadurch immerhin viele nützliche Kenntniſſe über die Geſchichte, die Verfaſſung, die Naturerzeugniſſe, die Flüſſe und Seen von Amerika, und wird dadurch vor manchen Täuſchungen bewahrt, aus denen viele Einwanderer zu ihrem großen Schaden erſt durch eigene Erfahrung herauskommen, nicht nur, indem ſie ſich die hieſigen Verhältniſſe zu gut oder zu ſchlecht vorgeſtellt, ſondern auch, indem ſie ſich Alles ganz anders vorgeſtellt haben.

8. Hinſichtlich des Geldes bemerke ich Folgendes: 1 Dollar iſt ungefähr 1 Thlr. 12 Sgr., alſo 5 Dollar ſind 7 preuß. Thlr. — 1 Cent, von denen 100 auf 1 Dollar gehen, iſt ſo viel wie ein Bremer Grote oder 1 Lippiſcher Mariengroſchen oder 5 preuß. Pfennige. Nun gilt 1 preuß. oder

---

*) Dr. Carl de Haas (Farmer in Wisconſin) Nordamerika — Wisconſin. Winke für Auswanderer. Mit 3 Anſichten und genauer Karte von Wisconſin. Zweite verm. Aufl. Elberfeld. 1848. broch. 12 Sgr. — G. E. Schulze (Mitglied des deutſchen Vereins in New-York) neueſter Wegweiſer für deutſche Auswanderer nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, nebſt Karten, Tabellen und Notizen. New-York 1847. geh. 6 Sgr.

hannöverischer Friedrichsd'or hier nur 3 Dollars 90 Cent. Dagegen gilt 1 holländisches Zehngulden-stück 4 Dollars, und 1 französisches 20-Frankenstück 3 Dollars 80 Cent. Es ist daher am besten, bloß in den zwei letztgenannten Münzsorten sein Geld hieher zu bringen, ja nicht in Silbergeld oder gar in Kassenanweisungen. Sodann thut man wohl, da, wo man wohnt, sein Geld einzuwechseln. Wenn man bis zum Seehafen wartet, so muß man jedenfalls den dortigen Geldwechslern viel Gewinn geben, manchmal sogar noch sich von ihnen betrügen lassen. Wer gute Gelegenheit hat, einen guten Wechsel auf ein zuverläßiges Haus in Amerika zu bekommen, thut wohl, sich einen solchen geben zu lassen, besonders wenn er viel Geld bei sich hat. Dann braucht er nicht ängstlich zu sein wegen etwaigen Verlustes seines Geldes, und wenn ihm ein Unglück zustößt, bleibt das Geld doch seinen Verwandten erhalten. Wer in seiner Heimath ein Haus oder Gut oder sonstiges Eigenthum zurückläßt, mit der Absicht, dasselbe späterhin verkaufen und den Reinertrag nach Amerika schicken zu lassen, muß vor seinem Weggange einem zuverläßigen Manne eine rechtskräftige Vollmacht hiezu ausstellen, und dieselbe entweder diesem Manne oder der Behörde übergeben. Denn wenn er erst von Amerika aus Jemanden bevollmächtigen will, so macht dies große Schwierigkeiten und Unkosten.

9. Kleidungsstücke, Betten und Möbel nimmt man lieber zuviel als zuwenig mit. Für alles Dasjenige, was man zu seinem eigenen und seiner Familie Gebrauch oder als Geschenk für

einen Freund bei sich hat, für Kleidungsstücke, auch wenn sie noch nicht getragen sind, braucht man bei der Ankunft in Amerika keinen Zoll zu bezahlen. Wer dagegen Waaren zum Verkaufe bei sich hat, muß dies dem Zollbeamten (custom-officer), wenn derselbe auf das Schiff kommt, ehrlich sagen und den vollen Werth davon angeben. Wo nicht, so läuft er Gefahr, für sein Schmuggeln schwer bestraft zu werden und die Confiscation aller seiner Waaren zu erleiden. Die Fracht auf dem Seeschiffe kostet nichts, es müßte denn sein, daß Jemand ganz übermäßig viel Sachen bei sich hätte. Wer darnach per Eisenbahn oder Dampfschiff weiterreist, bezahlt nur eine geringe Ueberfracht, z. B. von Neu-Orleans bis St. Louis per 100 Pfund ¼ Dollar. Sehr theuer ist dagegen in Amerika der Landtransport, sei es nun, daß man in einer Postkutsche (stage) reist, oder sich eigens eine Karre miethet. Schon deßhalb ist es Jedem anzurathen, daß er eine solche Gegend wähle, wo er keine sehr weite Landreise zu machen hat. Wer indeß eine solche nicht wählen will, muß nicht zu viel Fracht mitnehmen. Namentlich von den Einwanderern in Texas hat schon mancher die schönsten mitgenommenen Sachen für einen Spottpreis verkauft oder gar weggeworfen, weil sie auf dem weiten Wege von der Küste ins Innere ihnen nur hinderlich waren. Wer dagegen, wie dies bei den meisten Ansiedlern in den andern Staaten der Fall ist, nur einige Tagereisen von einem schiffbaren See, Fluß oder Kanal sich niederläßt, kann getrost sich etwas beladen. Namentlich nehme Jedermann nur alle seine

Kleidungsstücke mit, sowohl gute als schlechte, letztere vorzüglich zum Gebrauch auf dem Schiffe und auch in Amerika während der Arbeit. Nur einige Arten Kleidung, namentlich Sommerröcke und Sommerhosen, kauft man hier fertig im Laden ganz wohlfeil. Deßgleichen nehme Jeder mit, was von seinen Hausmobilien nicht zu schwer ist und nicht zu viel Raum einnimmt, unter Andern kupferne Kessel, so wie sonstiges Kochgeschirr und Eßgeschirr. Es kommt nur darauf an, daß die Sachen gehörig verpackt werden, wozu man, wenn man es nicht selbst kann, einen Mann zu Hülfe nehmen muß, der darin erfahren ist. Auch kommt es darauf an, daß man diejenigen Sachen, die man auf der Reise gebrauchen will, in besondere Kisten oder Koffer einpackt; dann braucht man die Kisten, worin die andern Sachen sind, gar nicht zu öffnen, bis man an Ort und Stelle ist. Keine Kiste darf über 200 Pfund schwer sein, damit 1 oder höchstens 2 Mann sie beim Aus- und Einpacken fortschaffen können.

10. Was die Zeit der Abreise aus Deutschland betrifft, so eignen die Wintermonate sich nicht dazu, weil man alsdann den Stürmen auf dem Meere zu sehr ausgesetzt ist, und die Sommermonate nicht, weil man in diesem Falle bei der ersten Ankunft in Amerika zu viel von der Hitze leidet und sich nicht so leicht an das Klima gewöhnt. Die beste Zeit ist offenbar zu Anfang des Frühjahrs und zu Anfang des Herbstes, d. h. in der letzten Hälfte des August oder in der ersten Hälfte des September. Das Frühjahr paßt besonders für

Solche, die kein Geld mit hieherbringen und durch Tagelöhner-Arbeit ſich nähren wollen. Der Herbſt eignet ſich vorzüglich für Diejenigen, welche Land kaufen oder pachten wollen. Denn wer im Herbſt abreiſt, kommt zu Anfang des Winters hier an Ort und Stelle an, in welcher Jahreszeit, bis gegen das Frühjahr hin, am erſten ein ſchon eingerichtetes Landgut zu haben iſt. Die Amerikaner ſind nämlich ſehr zugluſtig, d. h. geneigt, weiter in das Innere zu ziehen, wenn ſie von den neuen Einwanderern ihr Land einigermaßen bezahlt bekommen. Am leichteſten aber entſchließen ſie ſich hierzu im Winter oder zu Anfang des Frühjahrs. Iſt die Sommerſaat einmal in der Erde, ſo wollen ſie auch gern ſelbſt ernten. Oder, wenn ſie ja ihr Gut im Sommer verkaufen, ſo rechnen ſie dem Käufer das darauf ſtehende Getreide und ihre, beim Pflanzen und Säen gehabte, Arbeit ſehr hoch an. Auch wer Congreßland ankaufen und bebauen will, thut wohl, ſich im Winter darauf anzuſiedeln. Denn alsdann iſt der Körper am geſchickteſten, die ſchweren Arbeiten des Holzfällens und Sträucher-Ausrottens zu verrichten. Und wenn nur bis zum Mai ein Stück Landes gelichtet und bepflügt iſt, ſo kann es, in manchen Gegenden noch bis in die zweite Hälfte des Mai, mit Maiskorn, und noch im Juni mit Kartoffeln bepflanzt werden; ſo daß der Anſiedler, ehe er ein Jahr auf ſeinem Lande gewohnt hat, ſchon von ſeinen eigenen Früchten eſſen kann. Wer dagegen zu Anfang des Sommers ſich auf Congreßland anſiedelt, muß anderthalb Jahre lang ſein Getreide kaufen.

11. Welchen europäiſchen Seehafen ein Auswanderer zur Einſchiffung wählen will, hängt großentheils davon ab, in welcher Gegend Deutſchlands er wohnt und welcher Hafen in Folge deſſen ihm am nächſten liegt. Für die in der Nähe des Rheins Wohnenden bietet offenbar Antwerpen große Vortheile dar, weil man mit der belgiſchen Eiſenbahn ſo ſchnell und wohlfeil dahin kommt und weil man keine ſo weite Strecke auf der oft ſtürmiſchen Nordſee zurückzulegen hat, wie wenn man von Bremen aus reiſt. Sodann ſind bisher von den über Antwerpen hieher gekommenen Deutſchen lange nicht ſoviel Klagen über Uebervortheilung und Betrug erhoben worden, wie von den über Bremen gekommenen. Auch hat man von Antwerpen aus nicht ſo ſehr zu fürchten, in der Geſellſchaft ſchlechter Leute die Seereiſe machen zu müſſen, oder genöthigt zu ſein, noch lange nach dem feſtgeſetzten Abfahrtstage auf den Abgang des Schiffes zu warten. Denn die belgiſche Regierung läßt nur ſolche Auswanderer zu, welche eine gewiſſe Summe Geldes oder einen guten Schiffscontract vorzeigen, und hält die Rheder an, wenn das Schiff nicht am feſtgeſetzten Tage abgeht, jedem Auswanderer 1 Franc Verpflegungsgeld per Tag zu zahlen. Endlich wird auf den von Antwerpen abgehenden Schiffen in der Regel mehr auf eine angemeſſene Trennung der beiden Geſchlechter während der Seereiſe geſehen und namentlich ſeitens amerikaniſcher Schiffskapitäne hierin eine heilſame Strenge beobachtet, wodurch manchem ſchlimmen Unfug während der Seereiſe und manchen nachherigen beklagenswerthen Folgen ſolches Unfugs

von vorne herein vorgebeugt wird. Für welchen Seehafen auch Jemand sich entscheiden mag, so muß er frühzeitig durch einen guten Mäkler sich einen Platz auf einem guten Schiffe sichern, einige Tage vor dem festgesetzten Abfahrtstage an Ort und Stelle sein, den abgeschlossenen Contract nicht aus der Hand geben bis zur Ankunft in Amerika, und an Armengeld sich nicht mehr abfordern lassen als 1 Dollar nebst ½ Dollar Hospital-Geld. Kajütten-Passagiere bezahlen im Ganzen 2 Dollars. Dies Geld ist jedoch nur in dem Falle zu bezahlen, daß das Schiff nach Neu-York geht. Geht es nach irgend einem andern amerikanischen Hafen, so fällt Armengeld (oder Kopfgeld) und Hospital-Geld gänzlich weg. Sodann ist noch zu bemerken, daß Auswanderer wohl thun, sich den Namen ihres Schiffs, den des europäischen Hafens, von wo sie abfahren, sowie desjenigen amerikanischen Hafens, wo sie anlanden, dazu Abfahrtstag von Europa und den Ankunftstag in Amerika genau aufzuschreiben und diese Notiz für etwanige vorkommende Fälle bei sich zu behalten. Ebenso müssen sie, wenn sie Verwandte oder Freunde in Amerika haben, zu denen sie reisen wollen, die Briefe derselben mitnehmen oder aus diesen Briefen sich genau bemerken, an welchem Orte, in welchem County und in welchem Staate Amerika's diese Freunde oder Verwandte wohnen. Die Wasserfässer des Seeschiffes, womit man nach Amerika fährt, werden in der Regel erst kurz vor der Abfahrt des Schiffes gefüllt. Da ist es denn nöthig, daß dieselben wohl zusehen, ob die Fässer auch rein sind. Ist z. B. Oel oder

Syrup in einem Faſſe geweſen und es wird nicht gehörig gereinigt, ſo verdirbt natürlich das Waſſer darin bald. Machen indeß die Paſſagiere nur eben hiervon Anzeige vor der Abfahrt, ſo wird ſolches nicht gelitten.

12. Die Beköſtigung auf dem Schiffe anbetreffend, ſo muß, wer von Antwerpen oder Havre de Grace ausreiſt, ſelbſt hierfür ſorgen, und thut zu dem Ende wohl, die nöthigen Lebensmittel, namentlich geräuchertes Fleiſch, Schinken ꝛc., ſoviel wie möglich, ſchon von Hauſe mitzunehmen, da er im Seehafen leicht überfordert wird. Wer von Bremen aus reiſt, erhält die Koſt frei, thut indeß wohl, ſich mit folgenden Gegenſtänden ſelbſt etwas zu verſehen: Zwieback, deren man 3 für 1 Bremer Grote bekommt, Hafergrütze, Eſſig, getrocknete Aepfel und Pflaumen, die bei dem Waſſermangel und den ſchweren Speiſen beſondere Erquickung gewähren, dazu für kleine Kinder etwas Zucker. Die Unannehmlichkeiten der Seereiſe werden reichlich aufgewogen theils durch die großartigen Naturſcenen, die man auf der See genießt, theils durch den höchſt wohlthätigen Einfluß, den eine Seereiſe oft für viele Jahre lang auf die Geſundheit des Körpers ausübt. Selbſt die See-Krankheit, die durch das hin- und herſchwanken des Schiffes entſteht, dient nachgehends dazu, den Körper zu reinigen und zu erfriſchen. Wer übrigens keine beſondere körperliche Anlage zum Schwindlichwerden hat, bleibt von der See-Krankheit frei, wenn anders er davon frei bleiben will, dazu ein ruhiges Gemüth hat, ſich viel in der freien Luft auf dem

Verdeck des Schiffes bewegt und Mäßigkeit übt. Wer dagegen ſich ſchwermüthigen Gefühlen hingibt und im untern Schiffsraum träumend in der Koje liegt, kann ſicher ſein, die Seekrankheit ſo lange zu behalten, wie er dies verkehrte Verhalten fortſetzt. Eine kleine Annehmlichkeit kann man während der Seereiſe ſich dadurch bereiten, daß man ein Netz an einem langen Stock oder Seil mitnimmt und das auswirft, um Seegewächſe und allerlei kleine Seethierchen darin zu fangen.

13. Ein Hauptfehler, durch den viele Einwanderer ſich ſchwer geſchadet haben, iſt das Verweilen in den amerikaniſchen Hafenſtädten. Gar zu gern gibt ſich der Einwanderer, nachdem er vielleicht eine lange und beſchwerliche Seereiſe überſtanden hat, dem Gefühle hin: jetzt bin ich in Amerika, jetzt will ich einmal ausruhn. Eine größere Thorheit als dieſe kann aber kaum begangen werden. Denn in Neu-York, Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans iſt Alles überfüllt; ſchwer und meiſt nur nach längerem Warten iſt eine Stelle zu erhalten; mittlerweile wird, da es hier ſehr theuer leben iſt, das mitgebrachte Geld aufgezehrt; und was das Schlimmſte iſt, es herrſcht in all dieſen großen Städten viel Betrug. Gleich bei ſeiner Ankunft wird der Einwanderer auf das Schmerzlichſte deſſen inne, daß es in Amerika Deutſche gibt, welche dem deutſchen Namen nur Schande machen und der wahre Abſchaum des deutſchen Volkes ſind. Sobald ein Schiff mit Auswanderern landet, ja ſchon ehe es gelandet iſt, drängt ſich eine ganze Schaar von

Mäklern (runners) herzu, die sich Commissionäre nennen, mitunter sogar sich für Agenten der deutschen Gesellschaft ausgeben. Der Name „Haifische" (sharks), den die Amerikaner diesen Leuten geben, ist offenbar der bezeichnendste für ihr ganzes Thun. Sie belästigen und bestürmen den Einwanderer mit allen möglichen Einladungen und Anerbietungen. Der eine empfiehlt ihm sein Gasthaus, der Andere eine gute (oder vielmehr schlechte) Reisegelegenheit, der Dritte eine offene Stelle, der vierte ein angeblich höchst wohlfeiles Landgut, das vielleicht nirgend wo zu finden ist, als wie im Munde des Mäklers. Der Einwanderer muß all diesen Menschen ein taubes Ohr leihen, oder er läuft Gefahr, von ihnen auf das Schändlichste betrogen zu werden, wie dies leider schon Unzähligen ergangen ist. Aufs Dringendste rathe ich Jedem, der nicht etwa ein solches Geschäft hat, das nur in großen Städten geht, oder Verwandte daselbst hat, Folgendes an: Halte dich in dem amerikanischen Seehafen, wo du landest, so kurz wie möglich auf! suche, wenn du irgend kannst, in gar keinem Gasthause einzukehren, sondern von deinem Seeschiffe sogleich auf das Dampfschiff zu kommen, das dich weiter in's Innere bringt! und gehe, um hierüber Erkundigungen einzuziehn, sogleich zu dem Agenten der deutschen Gesellschaft! Eine solche besteht nämlich in allen obengenannten Hafenstädten, von den bessern deutschen Bewohnern derselben gegründet ohne alle selbstsüchtige Zwecke, bloß in der menschenfreundlichen und patriotischen Absicht, ihren einwandernden Landsleuten unentgeltlich mit Rath und

That zu dienen, und sie gegen Betrug und Bedrückung in Schutz zu nehmen. Hiezu ist von ihnen ein Agent angestellt, an welchen die Einwanderer mit vollem Vertrauen sich wenden und ihn nach der zweckmäßigsten Art der Weiterreise, nach einem guten Gasthause, einer offenen Stelle oder sonst irgend wonach fragen können. Die Namen und Wohnungen der Agenten sind folgende: in Boston Herr Weixler, Federalstraße 76; in Neu-York Herr J. C. Allstädt, Greenwichstraße 95; in Philadelphia Herr L. Herbert, Nord zweite Straße 74; in Baltimore Herr Georg Sander, Baltimorestraße 338.

14. Auch in den größern Städten, durch die der Einwanderer auf seiner Weiterreise kommt, wie Pittsburg, Cincinnati, St. Louis ꝛc. thut er wohl, sich nicht lange aufzuhalten. Er verliert dadurch nur Zeit und Geld, und insofern er dort Erkundigungen einziehen will über den zweckmäßigsten Ort zur Niederlassung, wird er in vielen Fällen mehr irre geführt und verwirrt, als daß er richtige Auskunft und Einsicht erhält. Denn Jeder räth ihm anders, und was der Eine empfiehlt, das verwirft der Andere. Im Allgemeinen lobt Jeder in Amerika diejenige Stadt oder Gegend, wo er wohnt. Dieß rührt theils aus dem Beweggrunde her, des eignen Vortheils wegen die Zahl der Miteinwohner zu vergrößern, theils aus dem Umstande, daß fast an allen Orten dieses Landes noch Leute sich niederlassen und gut fortkommen können, aber freilich an dem einen Ort besser als am andern. Es ist daher sehr gut, wenn namentlich der Landmann

ſchon in Deutſchland auf glaubwürdige Empfehlungen hin ſich diejenige Gegend Amerika's wählt, wo er ſich niederlaſſen will. Gefällt es ihm dort nicht, ſo kann er nach einiger Zeit noch immerhin wegziehn, da hier das Ziehen und Reiſen viel leichter vor ſich geht als in Deutſchland. Ein Handwerker thut wohl, in irgend einer Stadt gleich eine vorläufige Beſchäftigung als Geſelle oder in der Art, daß er in ſeiner eigenen Wohnung für einen Meiſter arbeitet, zu ſuchen. Auf dieſe Weiſe lernt er die Verhältniſſe kennen und iſt nach einiger Zeit im Stande, ſelbſt zu beurtheilen, wo und wie er am beſten eine bleibende Beſchäftigung findet.

15. Um nicht krank zu werden, muß der Einwanderer ſich vornehmlich des in Amerika ſo beliebten Eiswaſſers enthalten, deßgleichen des unmäßigen Genuſſes des ſchönen Obſtes, womit Viele ſo gern für die Entbehrungen der Seereiſe ſich entſchädigen. Schon Manche ſind in Folge deſſen erkrankt und ſogar geſtorben. Namentlich die großen Waſſermelonen dürfen nur mit Vorſicht und Mäßigkeit genoſſen werden. Sogar zu vieles Waſſertrinken ſchadet dem, der es längere Zeit nicht gewohnt war; an dem in Amerika ſo geſchätzten und geprieſenen Miſſiſippi-Waſſer haben ebenfalls Einwanderer ſchon Schaden genommen. Bei der Ankunft im Innern des Landes, namentlich in der Hitze des Sommers, iſt vor Allem Mäßigkeit im Genuß des Fleiſches, beſonders des Schweinefleiſches, zu empfehlen, und darf der Einwanderer das hier an vielen Stellen gebräuchliche dreimalige Fleiſcheſſen im Tage durchaus nicht mitmachen. Auch

Maisbrod darf er anfangs nicht zu viel eſſen, ſondern muß ſich erſt allmählich daran gewöhnen. Wem es begegnet, daß er durchgeregnet wird, bedarf hier noch vielmehr wie in Deutſchland des baldigen Umkleidens. Auch wer etwas naß geſchwitzt iſt, thut ſehr wohl, ſich umzukleiden. Außerdem iſt es räthlich, einige einfache Arzneien zu gebrauchen, welche Leibesöffnung herbeiführen, wie Sennesblätter-Thee und Rhabarber, ſo wie zur Reinigung des Blutes den hier ſehr gebräuchlichen Saſſafras-Thee. Bei Beobachtung dieſer Vorſichtsmaßregeln darf man hoffen, wenn man ja von der gewöhnlichen Klima-Krankheit, dem kalten Fieber, befallen wird, nicht zu lange daran zu leiden. Lebensgefährlich iſt dieſelbe zwar in der Regel nicht, wohl aber in manchen Fällen bei mangelnder Vorſicht und Pflege ſehr läſtig und langwierig, mitunter den ganzen Spätſommer und Herbſt hindurch anhaltend. Gallenfieber ſind ſeltner, aber gefährlicher. Eine Art rothen Ausſchlags, die den ganzen Körper bedeckt und in der Hitze des Sommers mitunter läſtig wird, iſt ein ganz ungefährliches und heilſames Reinigungsmittel, wodurch man vor ſonſtiger Krankheit bewahrt wird.

16. Nicht weniger wie gegen leibliche Krankheit, hat der Einwanderer gegen eine gewiſſe Krankheit des Gemüths auf der Hut zu ſein, worin er leicht in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Amerika verfallen kann. Ein Baum, welcher verpflanzt wird, treibt in dem neuen Boden nicht ſogleich ſo kräftige Zweige, wie auf ſeinem vorigen Platze. Nur allmählig ſaugt er mit ſeinen Wurzeln ſich auf's Neue an, grünt ſpäter und kümmerlicher,

als er ohne Verpflanzung gethan haben würde, und — trauert, wie die Gärtner es nennen. Allein dies ist nur für ein Jahr so. Sind bei der Verpflanzung seine Wurzeln nicht allzu sehr verletzt, und sagt ihm der neue Boden in etwa zu, so gedeiht er im folgenden Jahre um so besser. Einem solchen verpflanzten Baume ganz ähnlich ist der Deutsche, der nach Amerika geht. Er findet in der neuen Welt alle Verhältnisse anders, wie in der alten. Die in der alten Welt kannte er, die in der neuen sind ihm fremd. Viel Fragen, Aufmerken und Beobachten ist erforderlich, ehe er sie richtig auffaßt. Viel Mühe und Anstrengung gehört dazu, ehe er die ihm obliegenden Arbeiten in der hier üblichen Weise erlernt. Dazu kommt, daß er wenigstens in manchen Fällen des Englischen kundig sein muß, was er nicht so leicht sich aneignen kann. Manche Freuden und Genüsse, die er daheim gewohnt war, entbehrt er. Manche Beschwerden, die er daheim nicht gewohnt, erleidet er. Um dies Alles zu ertragen, ist Muth und Geduld erforderlich. Diese zwei edelen Eigenschaften besitzt aber Mancher gar nicht, und Mancher nur in beschränktem Maße. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn Viele so sehr in Mißmuth und Unzufriedenheit hineingerathen, daß dies zur wahren Krankheit wird. Diese Krankheit trübt ihre Augen, so daß sie nicht richtig sehen. In der Heimath erscheint ihnen Alles golden, selbst das Schlechteste; in Amerika Alles grau, selbst das Beste. Haben sie vollends grade das Unglück, einen schlechten Kreis von Menschen, eine öde Gegend, unangenehmes Wetter und son-

ſtige beſondre Mißhelligkeiten anzutreffen, ſo denken ſie, ganz Amerika ſei ſo, wie das Wenige, was ſie bisher von Amerika geſehen haben, fällen die verkehrteſten Urtheile und ſchicken die unrichtigſten Berichte an ihre Freunde in Deutſchland. Dieſe Krankheit lähmt ferner ihre Hände und Füße, ſo daß es mit der Arbeit nicht vorwärts will, und umhängt ihr Herz mit einem trüben Nebelflor, ſo daß kein herzliches Wort und kein freundlicher Blick hervordringt. Sie werden dadurch für ihre hieſigen Verwandten und Freunde, wenn ſie ſolche etwa haben, zu einer wahren Plage. Kalt und verdrießlich begegnen ſie denſelben. Da begegnen ihnen dieſe endlich wieder ſo. Man darf es den Deutſchen in Amerika zum Ruhme nachſagen, beſonders denen, die auf dem Lande wohnen, daß ſie ihrer Landsleute ſich gern annehmen, ihnen Gaſtfreundſchaft erweiſen und behülflich ſind, ein Unterkommen für ſie zu finden. Allein nicht ſelten werden ihnen ihre Bemühungen ganz verbittert und verleidet durch das Betragen der neu Hereinkommenden. Daher möchte ich den Letzteren ſagen: gebt euch ſolchen mißmuthigen Gefühlen, wenn ſie etwa über euch kommen, nicht hin! Dies geziemt einem Manne nicht, und einem Chriſten noch viel weniger; denkt nicht, ſo trübe und ſchwierig, wie Ihr die Sachen jetzt anſeht, würdet Ihr ſie auch ſpäter anſehn! und wenn ihr wirklich in den erſten Jahren Manches zu entbehren und zu überſtehen habt, ſo blickt hin auf die Zukunft, wo es euch um ſo leichter wird! blickt hin auf eure Kinder, für die ihr ein beſſeres Loos erwarten könnt, wie daheim, blickt hin auf Gott,

der in Amerika sowohl, wie Deutschland nahe ist Allen, die ihn anrufen! Im Gebete zu Ihm werdet ihr Muth und Geduld erlangen und dadurch wird euch auch das Schwerste leicht werden.

17. Da regelmäßige Briefpost-Verbindungen durch alle bewohnten Theile der Vereinigten Staaten, selbst in den jüngst angesiedelten Gegenden, eingerichtet sind und noch beständig vermehrt werden, so sollte kein Einwanderer unterlassen, seinen darnach verlangenden Verwandten und Freunden in Deutschland alsbald Nachricht von sich zu geben. Die Adresse des Briefes darf deutsch geschrieben sein. Nur muß genau die nächstliegende größere Stadt nebst der Provinz oder dem Lande, wohin der Brief gehen soll, bemerkt sein. Wer einen Brief nach dem nördlichen Deutschland schickt, schreibt am Besten oben auf die Adresse: „per Liverpool;“ oder nach Süddeutschland schreibt: „per Havre de Grace.“ Wer seinen Brief recht schnell zu befördern und daher mit einem, der alle 14 Tage von Neu-York nach England gehenden, Dampfschiffe abzuschicken wünscht, schreibt darauf: „per steamer via Liverpool;“ hierdurch wird indeß das Postgeld für den Empfänger in Deutschland etwas erhöht. Sodann muß man, um eine Antwort von Deutschland aus richtig zu erhalten, seinen Freunden daselbst genau den Namen des Postamts (post-office), das Einem am nächsten liegt, angeben, nebst der Grafschaft (county) und dem Staate (state), worin dasselbe liegt. Wenn man dies beobachtet, so hat man nicht zu befürchten, daß ein Brief verloren geht, und kann die Verbindung mit der Heimath unter-

halten. Das Postgeld ist in Amerika sehr gering. Für einen Brief von und nach einem Orte, der weniger als 300 engl. Meilen weit entfernt ist, zahlt man nur 5 Cents, von und nach einem weiter entfernten Orte 10 Cents, von Europa nur einige Cents mehr, wenn der Brief nicht über ½ Unze schwer ist. Pakete werden dagegen hier zu Lande von der Post nicht befördert. Auch wird kein Empfangschein für Geldsendungen ausgestellt. Doch kann man immerhin einige Banknoten in einen Brief legen, ohne wegen Verlorengehens derselben besorgt sein zu müssen.

18. Jeder männliche Einwanderer, der über 16 Jahre alt ist, thut wohl, sobald er an demjenigen Orte angekommen ist, wo er auf eine Zeitlang zuerst zu bleiben denkt, seine Anmeldung (application) zum amerikanischen Bürgerrecht zu machen. Er geht zu diesem Zwecke in Begleitung Jemandes, der englisch versteht, in das Gerichtsgebäude (Courthouse) und bekräftigt daselbst, sei es auch nur durch Handschlag, eine ihm vorgesprochene Eidesformel des Inhalts, daß er aus eigenem Antriebe, ohne Zwang und Ueberredung, Willens sei, amerikanischer Bürger zu werden, und zu diesem Ende allem Gehorsam gegen andere Staaten oder Fürsten absage. Dieß kostet 1 Dollar Gebühren. Das wirkliche Bürgerrecht erhält man dann 5 Jahre nachher. Versäumt man, dieß gleich Anfangs zu thun, so erhält man das Bürgerrecht erst viel später und noch dazu mit mehr Kosten und Umständen. Unterläßt man diese Anmeldung ganz und erlangt das Bürgerrecht gar nicht, so kann man in verschiedenen

Fällen allerlei Nachtheile und Unannehmlichkeiten davon haben. Papiere aus Deutschland braucht man hierbei nicht vorzuweisen; auch bei einer Trauung sind solche nicht erforderlich.

19. Ueber den Character der Amerikaner und das Verhältniß der einwandernden Deutschen zu ihnen ist viel Unrichtiges und Ungerechtes gesagt worden, vorzüglich von Solchen, welche erst kurze Zeit hier waren, das Englische nicht verstanden und mit den Amerikanern gar nicht näher bekannt geworden waren. Es ist allerdings wahr, daß der Deutsche häufig den Eindruck von den Amerikanern bekommt, als hätten sie etwas Starres und Verschloßnes, was ihm gegen die deutsche Offenheit und Herzlichkeit unvortheilhaft abzustehen scheint. Insofern diese Züge vorhanden sind, so sind sie mehr im Westen als im Osten anzutreffen und sind großentheils nicht sowohl dem amerikanischen National-Character, als dem unsteten, treibenden Wesen zuzuschreiben, was mit der Einwanderung in früher unbebaute Gegenden sich leicht verbindet. In den ältern Staaten findet man viel Schlichtheit, Gemüthlichkeit und Freundlichkeit im Umgange, und es ist mit Grund zu hoffen, daß auch die Bevölkerung der neuen Staaten mit der Zeit einen wohlthuendern Anblick und Eindruck gewähren wird, als wie sie jetzt in mancher Hinsicht thut. Sodann wirft man den Amerikanern vor, daß sie all zu sehr darüber aus seien, zu gewinnen, oder wie man es hier zu Lande nennt, Geld zu machen (make money). Allein welches Volk ist von diesem Fehler frei? Und wenn

ja der Amerikaner mehr auf Geldgewinn gerichtet iſt, wie der Deutſche, ſo iſt er dagegen weniger auf's Feſthalten des Geldes bedacht. Man findet hier eine in Deutſchland ganz unerhörte Freigebigkeit und Bereitwilligkeit, für wohlthätige und gemeinnützige, ſo wie für bürgerliche Zwecke bedeutende Anſtrengungen und Opfer zu bringen. An Gaſtfreundlichkeit, Keuſchheit und ſeit Errichtung der Mäßigkeitsvereine auch an Mäßigkeit ſtehen die Amerikaner wohl keinem andern Volke nach. Diebſtahl iſt in Amerika eine wahre Seltenheit, ausgenommen in großen Städten. Man reiſt von einem Ende des Landes bis zum andern mit völliger Sicherheit. Für Errichtung von Volksſchulen aus Staatsmitteln und von ſonſtigen Bildungsanſtalten aus Privatmitteln wird ſehr viel gethan. Der Eifer, womit die ſtets wachſende Bevölkerung für eine mit ihrem Wachsthum gleichen Schritt haltende Vermehrung der Kirchen und Prediger ſorgt, übertrifft Alles, was in dieſer Hinſicht in andern Ländern je gethan iſt. Das Verhältniß des Staats zur Religion betreffend, ſo wird in den Verfaſſungen der verſchiedenen Staaten nie geſagt, daß der Staat mit der Religion nichts zu thun habe und ſeine Bürger an einen Gott glauben können oder nicht, wie es ihnen beliebt. Vielmehr heißt es darin: Jeder hat das Recht ſeinen Schöpfer anzubeten nach den Vorſchriften ſeines Gewiſſens. Hierin liegt die feierliche Anerkennung, daß wir einen Schöpfer haben, und daß wir demſelben Anbetung ſchuldig ſind. Dieſe Anerkennung ſpricht ſich auch darin aus, daß die Verhandlungen des Congreſſes, ſo

wie der Repräsentanten-Verhandlungen der einzelnen Staaten, jeden Morgen von einem eigends hiezu erwählten Prediger mit Gebet eröffnet werden. Ebenso darin, daß die Gouverneure der verschiedenen Staaten jährlich einen Danktag bestimmen und dabei eine Proclamation erlassen, in der sie das Volk zu gemeinsamem Danke gegen Gott für die gemeinsam von ihm empfangenen Wohlthaten auffordern, so wie zur Beugung und Buße wegen der herrschenden Sünden. Sodann liegt in jedem Gerichtsgebäude eine Bibel, und auf diese wird jeder Eid gethan. Leute, welche an keinen Gott glauben, in manchen Staaten selbst diejenigen, welche nicht an die Bibel als Gottes Wort glauben, sind keine gültigen Zeugen vor Gericht. Dies Alles zeigt zur Genüge, daß in den Vereinigten Staaten sich die Regierung zwar nicht für diese oder jene besondre Form des Christenthums erklärt, wohl aber für das Christenthum im Ganzen; daß sie zwar von Niemanden den Anschluß an diese oder jene besondre Kirchenpartei erfordert, aber darum dem Unglauben und der Gottlosigkeit durchaus keine Berechtigung zuerkennt. Die Heilighaltung des Sonntags ist bekanntlich in Amerika, namentlich in den östlichen Staaten, größer als irgendwo sonst, nur Schottland etwa ausgenommen. Und nichts mißfällt dem bessergesinnten Theil der Amerikaner an den Deutschen mehr, als daß viele von ihnen den Sonntag so entheiligen und den geistigen Getränken, so wie dem Spiel und Tanz, so ergeben sind. Dies abgerechnet, sind die Deutschen von ihnen geachtet und geliebt. Denn den deutschen Fleiß, die deutsche

Redlichkeit und Ordnungsliebe, so wie die gute Schulbildung der deutschen Einwanderer wissen die Amerikaner wohl zu erkennen und zu schätzen. Deßhalb sieht auch die große Mehrheit von ihnen die Einwanderung der Deutschen gern, und allgemein gibt man ihnen den Vorzug vor den Irländern, weil diese im Osten liegen bleiben und daselbst als „Holzhauer und Wasserträger" in der Regel eine untergeordnete Stellung behalten, die Deutschen dagegen meist gen Westen gehn, um sich daselbst anzubauen. Im Westen findet man durchgehends Deutsche und Amerikaner, wo sie neben einander wohnen, in gutem, nachbarlichem Verhältnisse stehn. Der einwandernde Deutsche kann also mit dem vollen Vertrauen hieher kommen, daß er nicht als ein bloß geduldeter Fremdling, sondern als ein angehender gleichberechtigter Bürger des Landes hier aufgenommen wird. Er darf sich dem Bewußtsein hingeben, daß er sein und seiner Kinder Geschick einem Lande anvertraut, wo das Christenthum eine solche Macht hat, wie nur irgendwo sonst, und wo in Folge dessen bürgerliche Ordnung, Gemeinsinn und Bildung ihn umgeben.

20. Die Wahl derjenigen Gegend Amerika's, in welcher man sich bleibend niederzulassen denkt, hängt von mancherlei Umständen ab. Mit Recht fragt der Einwanderer besonders darnach, wo Deutsche wohnen, und zwar vorzugsweise, wo Deutsche aus seiner heimathlichen Gegend wohnen. Solche sind nun einmal durch viele gemeinsame Erinnerungen, sowie durch Bande alter Freundschaft oder Verwandtschaft mit einander

verbunden, und wenn sie sich zusammen in Einer Gegend niederlassen, so wird es ihnen viel leichter, sich daselbst heimisch zu fühlen und ihre alte Heimath zu entbehren. Mit Recht sieht der Einwanderer auch darauf, daß er da, wo er sich ansiedelt, das Wort Gottes in seiner Muttersprache verkündigen hören und sich einer christlichen Gemeinde anschließen kann. Nächstdem entsteht vorzüglich im Allgemeinen die Frage, ob man auf dem Lande oder in einer Stadt wohnen will. Das Landleben aber, das in jedem Lande große Vorzüge vor dem städtischen Leben hat, hat dieselben zumal im Westen Amerika's. Der Hitze und den Moskito's oder Stechmücken ist man in den Städten ungleich mehr ausgesetzt, als auf dem Lande. Den gemüthlichen Umgang, den in deutschen Städten befreundete Familien mit einander haben, findet man hier selten, theils, weil die Bevölkerung der westlichen Städte beständig wechselt, stets ab- und zuwogt, theils, weil hier die Städte so weitläuftig gebaut sind. St. Louis z. B. ist zwei Stunden lang und beinah eine Stunde breit. Gärten haben nur die reichern Einwohner, weil der Grund und Boden zu theuer ist. Wälder oder kleine Lustanlagen in der Nähe der Stadt gibt es nicht. Ein Haus zu kaufen oder neu zu bauen, kostet sehr viel. Die Miethe eines Hauses oder einiger Stuben kostet verhältnißmäßig noch mehr. Holz, was man auf dem Lande im Ueberfluß umsonst hat, muß in der Stadt theuer bezahlt werden, deßgleichen alle Nahrungsmittel. Dazu ist es des beständigen Bauens wegen viel unruhiger und geräuschvoller in den

amerikaniſchen Städten wie in den deutſchen. Dieſe Nachtheile können zwar theilweiſe unter Umſtänden zu Vortheilen werden. Wer z. B. ein Haus beſitzt und an mehrere Familien vermiethet, kann von der Miethe gut leben. Deßgleichen kann Jemand durch Beköſtigung Anderer ſich nähren. Allein, wie geſagt, das Landleben hat große Vorzüge. Mit 100 Dollars erkauft man ein großes Stück Congreßland, mit 400 Dollars ein großes, ſchon eingerichtetes Landgut, ſetzt daſſelbe mit der Zeit in beſſern Stand, hat Holz, Brod, Eier, Butter, Honig und Fleiſch umſonſt und kann noch durch den Verkauf von Korn und Vieh einiges Geld gewinnen, um ſonſtige Lebensbedürfniſſe anzuſchaffen. Dazu iſt man allerlei Krankheiten viel weniger unterworfen wie in der Stadt, und vornehmlich die Kinder gedeihen beſſer. Endlich hat man den Genuß der reichen und ſchönen Natur, die der Blumen ſo viele und ſchöne hervorbringt, daß es in der That überflüſſig iſt, ſich einen Blumengarten anzulegen, während die hohen, mächtigen Bäume die Sonnenhitze mildern und ſelbſt in den heißen Tagen eine angenehme Kühlung verbreiten.

21. Hat man einmal für irgend eine beſtimmte Gegend ſich entſchieden und will daſelbſt Congreßland kaufen, ſo thut man wohl, in Begleitung eines ſchon länger in dieſer Gegend wohnenden Deutſchen ein gutes Stück Land ſich auszuſuchen. Man kann entweder eine wilde Wieſe (prairie) oder Holzland (timber-land) wählen. Erſtere iſt ungleich bequemer anzubauen, da man der Mühe des Holzfällens und Sträucher-Ausrottens überhoben iſt

und gleich mit dem Pfluge an's Werk gehen kann. Allein dafür hat man nachher um so mehr Mühe mit der Herbeischaffung des Holzes, dessen man sehr viel bedarf zum Bauen und Brennen, und noch mehr zur Einfriedigung (Einfenzung) des Landes. Daher ist Holzland dem Wiesenlande vorzuziehen, ausgenommen wenn man ein solches Stück Wiesenland antrifft, worauf wenigstens das nöthigste Holz sich findet. Man kann in diesem Falle sich für die Zukunft einen stärkern Holzwuchs dadurch sichern, daß man den Saamen der gemeinen weißblühenden Akazie (locust) aussäet, welcher Baum erstaunlich schnell heranwächst und andern Baumarten den Platz bereitet. Sodann hat man darauf zu sehn, daß man einen Ort wählt, wo das Wasser in hinlänglicher Nähe und Menge vorhanden ist, wovon man sich am besten im Frühjahr überzeugen kann. Nicht weniger wichtig ist es, auf eine gesunde Lage Rücksicht zu nehmen und zu dem Ende lieber eine hochgelegene Gegend (hilly land, undulating land) zu wählen, wenn sie auch nicht so fruchtbar ist, als eine sei's auch noch so fruchtbare Niederung (bottom land, rich land). Denn die Niederungen sind die wahre Heimath des kalten Fiebers. Am allerwenigsten darf der Ansiedler sein Haus in einer Niederung bauen, sondern muß, wenn auch sein Feld im Thale liegt, doch zu seinem Wohnorte einen Hügel oder wenigstens einen etwas erhabenen Ort wählen. Vom Landmesser (landseverer) läßt er sich dann die Gränzen des Vierzig-, Achtzig- oder Hundertundsechszig-Acrestücks zeigen, das er zu nehmen wünscht. Ist der Landmesser

ein redlicher und menſchenfreundlicher Mann, ſo kann man auch ſeinen Rath einholen über das zu wählende Stück Landes, in manchen Fällen, wenn man keinen ſonſtigen Rathgeber hat, ſich allein durch ihn beſtimmen laſſen. In dieſer Hinſicht kommt auf den Landmeſſer ſehr viel an, und es wäre deßhalb ſehr zu wünſchen, daß tüchtige junge Landmeſſer aus Deutſchland hieher kämen. Solche würden, wenn ſie erſt das Engliſche gelernt hätten, ſehr bald eine Anſtellung erhalten, wobei ſie eine reichliche Einnahme hätten und zugleich ihren einwandernden Landsleuten ſehr große Dienſte erzeigen könnten. Vom Landmeſſer erhält man außer der Angabe der Gränzen auch die Nummer des Landes, d. h. einen Zettel, worauf bemerkt iſt, in welchem Theile (ob im nordöſtlichen, nordweſtlichen, ſüdöſtlichen oder ſüdweſtlichen Theile), welches Viertels (wiederum, ob des nordöſtlichen, nordweſtlichen, ſüdöſtlichen oder ſüdweſtlichen Viertels), der wievielſten Section (eine Section hat 640 Acre), des wievielſten Bezirks (township), in welchem County das erwählte Vierzig- oder Achtzig-Acreſtück liegt. Mit dieſem Zettel reiſt man nach dem Orte, wo das nächſte Land-Verkaufs-Amt (land-office) iſt, z. B. im Staate Miſſouri nach St. Louis, Fayette, Palmyra ꝛc., oder im Staate Wiskonſin nach Milwaukie, Green Bay, Mineral Point ꝛc. Dort zeigt man den Zettel vor und bezahlt (entert) das Land, was in gutem, amerikaniſchem Gelde, nicht in Banknoten oder fremdem Gelde, geſchehen muß. In manchen Fällen wird man angehalten, eidlich zu verſichern, daß man wirklich Willens iſt, dies

Land zu bebauen, welche Maßregel gegen Landspeculanten angeordnet ist. Man erhält darauf eine vorläufige Quittung und eine Zeitlang nachher die eigentliche Besitz-Urkunde (deed), vom Präsidenten in Washington unterzeichnet. Es versteht sich von selbst, daß Jemand das ganze Geschäft auf dem Land-Verkaufs-Amt auch durch einen Andern abmachen lassen kann. Und wenn eine Anzahl Einwanderer sich etwa zugleich in irgend einer Gegend ankaufen, so können sie Einen Mann absenden, der das Geschäft für sie alle abmacht, wodurch viele Reisekosten erspart werden. Hierin wie in vielem Andern hat eine gemeinschaftliche Reise und Ansiedelung große Vorzüge.

22. Beim Ankauf eines schon eingerichteten Landguts (Farms) hat der Käufer auf vortheilhafte Lage, Fruchtbarkeit, gute Gebäulichkeiten, gute Einfriedigung (Fence) und gute Nachbarschaft Rücksicht zu nehmen. Sodann hat er beim Abschließen des Kaufs, um sich vor Betrug sicher zu stellen, folgende fünf Punkte zu beachten, wenn nicht etwa die anerkannte Redlichkeit des Verkäufers und sonstige Umstände den einen oder andern dieser Punkte überflüssig machen: a) daß der Kaufbrief (deed) wirklich auf dies Gut laute, worüber man sich vom nächsten Friedensrichter eine Bescheinigung geben lassen kann; b) daß keine Schulden auf dem Gute lasten, was man vom Hypotheken-Beamten (recorder of mortgages) erfragen und sich bescheinigen lassen kann; c) daß die Frau des Verkäufers, falls er eine solche hat, mit unterschreibt; d) daß der vom Präsidenten aus-

geſtellte Beſitztitel nebſt der Quittung über bisher richtig erfolgte Bezahlung der Steuern (taxes) ihm übergeben werde; e) daß der Verkauf und das darauf gegründete Beſitzrecht des Käufers in die hierüber geführten Regiſter eingetragen (recorded) wird. — Häufig kommt es vor, daß der Verkäufer weit gen Weſten zieht, wo er nur die nothwendigſten Sachen nebſt einigen Pferden und Rindern mitnehmen kann, und deßhalb dem Käufer anbietet, allerlei Haus- und Acker-Geräthe nebſt Vieh mit in den Kauf einzuſchließen. In der Regel iſt es vortheilhaft für den Käufer, hierauf einzugehn, da er auf anderm Wege nicht ſo leicht und ſo wohlfeil Alles bekommt. Was er gleichwohl von Haus- und Acker-Geräthen einkaufen muß, findet er in jeder nächſtliegenden Stadt, wenn dieſelbe nicht etwa allzu klein und neu iſt. In manchen Fällen ſteht er ſich beſſer, wenn er ſchon in der letzten größern Stadt durch die er auf ſeiner Reiſe kommt, z. B. St. Louis, Chicago oder Milwaukie, ſich Aexte, Hacken, Schaufeln, Geſchirre zum Kochen und Brodbacken ꝛc. einkauft, ſowie ſie hier zu Lande gebraucht werden. Wenn eine Geſellſchaft Einwanderer dieſe Einkäufe gemeinſchaftlich macht, ſo bekommen ſie Alles bedeutend wohlfeiler. Doch bedürfen ſie hierzu eines mit der engliſchen Sprache und mit der hieſigen Lebensart wohlbekannten Mannes, der mit ihnen geht und ihnen beim Einkaufen räthet. — Das nöthige Getraide bekommt der neue Anſiedler leicht bei ſeinen Nachbarn. Im Innern von Miſſouri iſt der Durchſchnittspreis von 1 Buſchel

(¾ Scheffel) Maiskorn 25 Cents, 1 Buschel Hafer ebensoviel, 1 Buschel Weitzen 50 Cents, 1 Pfund Butter 8 Cents, 1 Dutzend Eier, jenachdem die Jahreszeit ist, 5—10 Cents. Diese Preise sind so gering, daß der Landmann kaum etwas dabei verdienen zu können scheint. Allein wenn man bedenkt, daß ein Acre, mit Maiskorn bepflanzt, 20—50 Buschel hervorbringt (also einen 200fachen und in den Niederungen sogar 400fachen Ertrag!), ein Acre Hafer noch mehr, ein Acre Waizen 10—20 Buschel (Roggen wird fast gar nicht gebaut): so ergibt sich leicht, daß der Gewinn gleichwohl groß genug ist. Vieh ist ebenfalls sehr wohlfeil, vorzüglich die Schweine; eine milchgebende Kuh kostet 6—10 Dollars, ein Pferd von mäßiger Größe 25—40 Dollars.

23. Es mag dienlich sein, auf ein eigenthümliches Verhältniß hier aufmerksam zu machen, das sich im Westen häufig findet, besonders in den neuen Ansiedelungen, während es in Deutschland der Natur der Sache nach gar nicht vorkommen kann. Es gibt nämlich viele Amerikaner, welche hingehen, sich auf Congreßland anbauen und Jahrelang darauf wohnen, ohne dafür bezahlt zu haben. (Man nennt Solche squatters.) Wenn nun Jemand ein solches Stück Land auf dem Landverkaufs-Amte bezahlt (entert), so gehört es gesetzlich ihm, und der bisherige Bewohner muß nach dem Gesetze ihm weichen. Allein es würde durchaus nicht wohlgethan sein, einen solchen Bewohner zu vertreiben, theils weil dies gegen die Billigkeit ist, theils weil man dadurch

den Haß, vielleicht gar die thätliche Feindschaft der umherwohnenden Ansiedler sich zuziehen würde. Will man ein solches Stück Land haben, so muß man zuerst mit dem bisherigen Bewohner sich gütlich abfinden und demselben für das, was er darauf gebaut und urbar gemacht hat (für sein improvement) die von ihm geforderte Summe Geldes zahlen. Oft ist diese Summe sehr gering, 50—100 Dollars für mehrere Gebäulichkeiten und 10—20 Acre urbar gemachtes Land. Dann zieht Jener weiter gen Westen, wo er seine Arbeit von vorn wieder anfängt; dem Einwanderer aber sind die Mühen und Beschwerden der Urbarmachung bedeutend erleichtert. Er hat zwar hierdurch noch kein eigentliches Besitzrecht bekommen. Allein er kann solches dadurch erhalten, daß er auf dem Landverkaufs-Amte den gewöhnlichen Congreßpreis bezahlt. Und wenn er hiezu das Geld nicht hat, so kann er immerhin mit ziemlicher Sicherheit einige Jahre darauf wohnen, bis er durch den Ertrag des Landes soviel Geld gewonnen hat, um das Land zu bezahlen. Und wenn etwa ein armer deutscher Einwanderer in der eben beschriebenen Art und Weise der Amerikaner sich auf solchem Congreßland niederlassen will, das noch nicht gekauft und nicht urbar gemacht ist, so steht dies ihm sowohl frei, wie Jenen. Niemand wehrt es ihm; und wenngleich das Gesetz ihn nicht in seinem Besitze schützt, so schützt ihn doch das Herkommen. Doch ist es nicht wohlgethan, länger als einige Jahre das Land zu bewohnen und die Nutznießung davon zu haben, ohne daß man dafür bezahlt hat.

Die dreißig verschiedenen Staaten, welche gegenwärtig den großen Staatenbund der nordamerikanischen Union bilden, unterscheidet man in drei große Haupttheile, nämlich in die östlichen und mittlern, in die südlichen und in die westlichen Staaten. Ueber jeden dieser Theile soll hier, insofern er sich zur Niederlassung für Deutsche eignet, Einiges gesagt werden:

24. Die östlichen Staaten, nämlich Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Connecticut und Rhode Island, welche zusammen den gemeinschaftlichen Namen Neu-England führen, sind der bevölkertste und geordnetste Theil Amerika's. Es herrscht hier eine christliche Gesittung und Bildung, wie man sie in irgend einem andern Theile der Erde schwerlich findet. Allein weil alles zum Anbau geeignete Land schon in Beschlag genommen ist, ausgenommen das in dem kalten und entlegenen Staate Maine, so eignen sich diese Staaten nicht zur Niederlassung für deutsche Landleute, und sind nur etwa Fabrikarbeitern zu empfehlen. Solche finden an einigen Orten, namentlich zu Northampton im Staate Massachusetts und zu Norwich im Staate Connecticut eine beträchtliche Anzahl Deutscher. — Die mittlern Staaten, nämlich Neu-York, Pennsylvanien und Neu-Jersey, sind ebenfalls schon sehr bevölkert, und zwar zu einem bedeutenden Theile mit Deutschen. Besonders im östlichen Theile von Pennsylvanien, in der Umgegend der Städte Easton, Pottsville, Reading und Lancaster, wohnt eine zahlreiche eingeborne deutsche Bevölkerung, welche fortwährend die Sprache ihrer

Väter beibehält, wenngleich mit Einmischung vieler englischen Wörter. In und um Buffalo wohnen viele eingewanderte Deutsche. Allein hier, sowie noch vielmehr in Ost-Pennsylvanien, ist das Land sehr theuer. Wohlfeiles Land ist noch zu haben im nördlichen Theile des Staates Neu-York, namentlich in Herkimer, Lewis und Jefferson County, wo indeß die Kälte im Winter sehr groß ist, sowie in dem nördlichen und in dem sehr gebirgigen westlichen Theile von Pennsylvanien. In letztgenannter Gegend, vorzüglich in und um Pittsburg, können auch in den vielen, dort befindlichen Eisenbergwerken und Eisenfabriken zahlreiche deutsche Arbeiter Beschäftigung finden, zum Theil für 2—3 Dollars täglich.

25. Die vierzehn südlichen oder Sklaven-Staaten sind ebenfalls im vorigen Jahrhundert in manchen Gegenden von Deutschen angesiedelt worden, deren Nachkommen jedoch größtentheils die deutsche Sprache aufgegeben haben. In neuerer Zeit haben sich Deutsche innerhalb dieser Staaten an folgenden Orten niedergelassen: a) in den Städten Charleston in Süd-Carolina, Savannah in Georgien und Neu-Orleans in Louisiana; allein diese Städte sind wegen der dort herrschenden großen Hitze, und was Neu-Orleans betrifft, wegen des dort so häufigen gelben Fiebers und sittenlosen Lebens gar nicht zur Einwanderung zu empfehlen; b) im nordwestlichen Theile von Virginien und im nordöstlichen Theile von Tennessee, wo die Hitze nicht zu groß, das Klima gesund und das Land wohlfeil, jedoch nicht sehr ergiebig ist, wofür man indeß den Vortheil hat, die Landeserzeugnisse desto

theurer verkaufen zu können wegen der Nähe der großen Seestädte; c) in Texas. Letztgenannter Staat ungleich größer als ganz Deutschland, ist sehr fruchtbar, hat ein reiches, üppiges Pflanzenleben und wird gewiß einmal in Zukunft ein herrliches Land werden. Allein gegenwärtig leidet er an folgenden großen Nachtheilen: erstlich sind die Flüsse in Texas theils nicht weit aufwärts schiffbar, theils nicht das ganze Jahr hindurch schiffbar und die sonstigen Verkehrswege sind noch äußerst mangelhaft, so daß auf der weiten Reise aus der ungesunden Küstengegend in die fruchtbaren und gesunden Gegenden im Innern die Einwanderer bisher viel Ungemach erlitten haben und zum Theil demselben erlegen sind. Zweitens halten die Indianer noch das ganze Innere des Landes besetzt, und die Ansiedler sind vor Angriffen und Raubzügen derselben gar nicht sicher. Drittens ist die Hitze so groß, daß lange nicht soviel dort gearbeitet und eingerichtet werden kann, wie im Norden; und wenn auch der Körper sie erträgt, so ist doch zu fürchten, daß der Geist dadurch erschlafft und träge wird.

26. Die westlichen Staaten, nämlich Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Missouri, Iowa und Wisconsin, sind offenbar die geeignetsten für den einwandernden Deutschen. Das Klima derselben ist von dem Klima Deutschlands nicht sehr verschieden, außer daß die Hitze im Sommer etwas größer ist. Der Boden ist sehr fruchtbar und Congreßland ist noch in großer Menge zu haben. Die Indianer sind aus allen diesen Staaten weggezogen, einige entlegene Gegenden in den Staaten

Michigan, Iowa und Wisconsin ausgenommen, wo sie indeß sich ganz friedlich verhalten. Dazu hat hier, wie in keinem der obengenannten Staaten, der Deutsche die Aussicht, seine Sprache und Art auf seine Nachkommen fortzupflanzen. Mögen immerhin die mittlern Staaten, wie auch Virginien und Tennessee, den Vorzug haben, daß daselbst das kalte Fieber nicht herrscht, welches im Westen allenthalben sich mehr oder weniger findet: die eben angegebenen Gründe sprechen zusammen so stark für den Westen, daß gewiß der Strom der deutschen Einwanderung seine Hauptkraft demselben bleibend zuwenden wird. Dazu ist mit Sicherheit zu erwarten, daß, jemehr im Westen der Anbau zunimmt, desto mehr die Klimafieber abnehmen werden. „Wir wollen nach dem Westen!" Das muß daher die vorherrschende Losung der in Amerika einwandernden deutschen Landsleute sein. — Welcher von den westlichen Staaten jedoch am meisten zur Einwanderung zu empfehlen ist, das läßt sich schwer sagen. Hier nur einige Andeutungen über jeden derselben:

Ohio hat gegenwärtig auf 1560 deutschen (39,000 englische) Quadratmeilen eine Bevölkerung von beinahe 2 Millionen Seelen, wovon ungefähr ein Drittheil deutscher Abkunft ist. Es gibt indeß in Ohio nur noch 800,000 Acre Congreßland. Daher ist dieser Staat mehr dem Handwerker, wie dem Landmanne zu empfehlen, und unter den Landleuten vorzugsweise Solchen, welche sich in einer schon ziemlich bebauten Gegend niederzulassen wünschen. Es gibt hier eine Menge deutscher Kirchen und Schulen, und wo irgend in einem Districte

sich die Mehrheit dafür entscheidet, daß sie eine deutsche und nicht eine englische Schule haben wollen, da sind sie durch ein eigends hiezu erlassenes Gesetz berechtigt, die öffentlichen Schulfonds für eine deutsche Schule zu verwenden. Die meisten deutschen Bewohner Ohio's sind entweder Pennsylvanier oder Süddeutsche (hier Hochdeutsche genannt).

Nach Michigan sind vor mehreren Jahren eine Menge Deutsche eingewandert. In neuester Zeit ist dagegen der Strom der deutschen Einwanderung mehr an diesem Staate vorbeigezogen und hat sich weiter gen Westen ergossen. Es gibt jedoch in Michigan noch 14 Millionen Acre Congreßland, die zum Theil sehr fruchtbar und gut gelegen sind. Die Bevölkerung beträgt erst 400,000 Seelen auf 1700 Quadratmeilen.

Indiana hat gegenwärtig auf 1450 Quadratmeilen etwa eine Million Einwohner, wovon etwa ein Viertheil Deutsche sein mögen. Sie wohnen besonders im nördlichen und im südlichen Theile des Staates, weniger in der Mitte. Dieser Staat bietet eben jetzt dem Einwanderer große Vortheile dar. Es wird nämlich hier der große Wabosh- und Erie-Canal gebaut, welcher den Erie-See mit dem Ohio-Strom bei Evansville verbinden soll. Mehrere Jahre lang kann hieran eine Menge deutscher Arbeiter gegen einen täglichen Lohn von $^3/_4$ Dollars Beschäftigung finden. Auch bieten die vom Staate mit dem Kanalbau Beauftragten (die trustees des Kanals) gegenwärtig 800,000 Acre Landes zum Verkauf aus, welche in der Nähe des zu bauenden Kanals liegen und daher den Vortheil

einer bequemen Fortschaffung der Landeserzeugnisse haben. Das Landverkaufs-Amt (land-office) hiefür ist zu Washington in Davies County. Der Einwanderer, der dies benutzen will, muß seinen Weg nehmen nach Evansville am Ohio-Strom und von da gegen Norden gehn. Außer jenen 800,000 Acre, welche dem Staate Indiana zur Bestreitung der Kosten des Kanalbaues vom Congreß geschenkt sind, gibt es in diesem Staate noch 4 Millionen Acre Congreßland.

Im Staate Illinois wohnen ebenfalls die Deutschen hauptsächlich im nördlichen und im südlichen Theile, weniger in der Mitte. Der nördliche Theil ist wohl der geeignetste für Einwanderer. Es gibt in Illinois noch 16 Millionen Acre Congreßland, wovon ein großer Theil Wiesenland (Prärie) ist. Die Einwohnerzahl ist etwa 900,000 auf 2350 Quadrat-Meilen. Um dem Leser in etwa eine Vorstellung von der weiten Ausdehnung dieser Staaten zu geben, sei hier bemerkt, daß die zwei Staaten Illinois und Missouri zusammen eben so groß sind, wie der ganze preußische Staat nebst dem Königreich Hannover. Dazu ist die Fruchtbarkeit des Bodens und der Reichthum an Metallen und sonstigen Landeserzeugnissen ungleich größer. Gleichwohl wohnt in Illinois und Missouri noch nicht ein Zehntheil der Einwohnerzahl, die Preußen und Hannover hat.

In Missouri wohnt eine große Menge von Deutschen, und zwar besonders von Norddeutschen (hier Plattdeutsche genannt) in und um St. Louis, sowie am Missouri-Strom auf der ganzen Strecke zwischen St. Louis und Boonville, ja einzelne klei-

nere Niederlaſſungen bis hinauf nach Weſton an der äußerſten Weſtgränze des Staates. Im Norden und Süden dagegen wohnen nur wenige Deutſche. Dieſer Staat bietet wegen ſeiner großen Fruchtbarkeit, ſeiner Wälder und ſeiner mächtigen Ströme, deren einer, der Miſſiſippi, die Oſtgränze bildet, zwei andre, der Miſſouri und Oſage, mitten hindurchfließen, dem Einwanderer große Vortheile dar. Ein Nachtheil iſt dagegen die ſüdliche Lage und die Hitze, die in Folge deſſen im Sommer hier herrſcht. Eigentlich ungeſund iſt jedoch nur St. Louis, nicht das Innere des Staates. Der Umſtand, daß Miſſouri ein Sclavenſtaat iſt, ſollte die Deutſchen eher zur Einwanderung dahin antreiben, als davon abhalten. Denn wo irgend die Deutſchen überhand nehmen, da muß die Sclaverei weichen, wenigſtens in ſolchen Staaten, wie Miſſouri, wo die Zahl der Sclaven nicht ſo ſehr groß iſt, oder in ſolchen Staaten, wie Virginien, Kentucky und Tenneſſee, wo man ohnedies neuerlich ernſtlich mit Abſchaffung der Sclaverei umgeht. Deßhalb wünſchen die zahlreichen Gegner der Sclaverei unter den Amerikanern dringend, daß nur recht viele Deutſche in die Sclavenſtaaten einwandern möchten, weil es, wie gegenwärtig die Sachen noch ſtehen, kein erfolgreicheres und verſprechenderes Mittel gegen die Sclaverei gibt, als dieſes. — Die jetzige Bevölkerung von Miſſouri iſt nur 600,000 auf 2400 Quadratmeilen.

In Jowa gibt es weniger Deutſche als in den benachbarten Staaten. Auch hat dieſer Staat das gegen ſich, daß es in vielen Theilen deſſelben

ſehr an Holz und Waſſer fehlt, was auch in manchen Gegenden von Illinois der Fall iſt. Doch iſt das Klima geſund und der Boden ſehr fruchtbar, dazu der Holzſtand hier, wie überhaupt im Weſten, im Zunehmen begriffen. Die Bevölkerung beträgt erſt 120,000.

In den Staat Wisconſin ſind in den letzten Jahren die Deutſchen recht eigentlich hineingeſtrömt, und machen ungefähr die Hälfte der Einwohnerzahl aus. Dieſelbe beläuft ſich bereits auf 220,000, während vor zehn Jahren noch keine 20,000 hier wohnten. Das geſunde Klima, der fruchtbare Boden und die günſtige Lage zwiſchen dem Michigan-See und dem Miſſiſippi-Strome ſind die Haupturſachen ſo ſchneller Zunahme. Dieſe Lage macht es möglich, Korn und Vieh ſehr ſchnell und wohlfeil in die bevölkertern Theile der Vereinigten Staaten hinüberzuſenden. Ueber einige Zeit, wenn die Eiſenbahn von Detroit am Erie-See nach St. Joſeph am Michigan-See ganz vollendet ſein wird, werden die Landeserzeugniſſe Wisconſin's in 3 Tagen bis zur Stadt Neu-York kommen, und in ebenſoviel Zeit werden die Einwanderer von Neu-York nach Wisconſin gelangen. Während jetzt dieſe Reiſe 12 Dollars koſtet, wird dann der Preis wahrſcheinlich herabgehn auf 10 Dollars. Der einzige Uebelſtand bei der Anſiedelung in Wisconſin iſt nur, daß die Winterkälte, wenigſtens in den erſten Jahren, wo man ſich dort anbaut und noch nicht ſoviel Mittel hat, ſich dagegen zu ſchützen, manchmal zu ſtrenge und empfindlich wird. Deſſen ungeachtet iſt jedoch Wisconſin den Deutſchen ſo ſehr zur Ein-

wanderung zu empfehlen, wie irgend ein anderer Staat Nordamerika's.

27. Nach welchem amerikaniſchen Seehafen man fahren und welchen Weg man von da in das Innere nehmen will, hängt hauptſächlich davon ab, welche Gegend im Innern man zur Niederlaſſung gewählt hat. Wer nach Miſſouri, Jowa, nach dem ſüdlichen und weſtlichen Theile von Illinois oder nach dem ſüdlichen Theile von Indiana und Ohio will, thut unſtreitig am beſten, über Neu-Orleans zu reiſen. Von da aus gehen beſtändig Dampfboote den Miſſiſippi hinauf, auf denen man die 1200 engliſche Meilen (400 deutſche Stunden) bis St. Louis in 8—12 Tagen zurücklegt. Erwachſene zahlen hiefür 3—4 Dollars, Kinder von 4—12 Jahren die Hälfte, Kinder unter 4 Jahren nichts. Daſſelbe Verhältniß der Preiſe findet man durchgehends auf den Dampfboten im Weſten. Aber freilich muß man hiebei ſich ſelbſt beköſtigen und mit einem ſchlechten Nachtlager vorlieb nehmen. Als Kajüten-Paſſagier bezahlt man doppelt ſoviel, erhält aber dafür ein gutes Bett und gute Koſt. Da die verſchiedenen Dampfboote von ſehr verſchiedener Güte, Schnelligkeit und Sicherheit ſind, ſo iſt es räthlich in Neu-Orleans bei den Kaufleuten, in deren Läden man Einkäufe für die Weiterreiſe macht, Erkundigungen darüber einzuziehen, welches von den grade abfahrenden Dampfboten das beſte iſt. Das Ueberfahrtsgeld braucht man erſt zu bezahlen, wenn man ſchon auf dem Dampfbote iſt. Wer nach dem Staate Jowa will, fährt von St. Louis aus den Miſſiſippi weiter hin-

auf nach Burlington, welches 230 Meilen oder nach Dubuque, welches über 400 Meilen weiter nordwärts liegt. Schräg gegenüber von Dubuque im Staate Jowa liegt Galena im Staate Illinois, wohin, wie nach Quincy in demſelben Staate, man ebenfalls auf dem Miſſiſippi gelangt. In den mittlern Theil des Staats Illinois kommt man von St. Louis aus auf dem Illinois-Fluſſe, in den mittlern Theil des Staats Miſſouri auf dem Miſſouri-Fluſſe. Beſtändig liegen im Hafen von St. Louis Bote nach allen dieſen verſchiedenen Richtungen hin, ſo daß man niemals in Verlegenheit wegen der Weiterreiſe zu ſein braucht. Die meiſten von ihnen haben jedoch keine feſtgeſetzte Tage und Stunden der Abfahrt, ſondern fahren dann, wenn ſie eine hinreichende Menge von Paſſagieren und von Fracht haben. Daher laſſen ſie ihre Paſſagiere manchmal einen oder einige Tage länger warten, als wie ſie ihnen anfangs verſprachen. Auch ſind die Preiſe etwas unbeſtimmt und ſchwankend, daher man wohlthut, ſich auf verſchiedenen Boten nach den Preiſen zu erkundigen und dann das wohlfeilſte zu wählen, wenn anders es ein gutes iſt. Im Spätſommer und Herbſt bei niedrigem Waſſerſtande ſind durchgehends die Preiſe höher als im Frühling und Frühſommer bei hohem Waſſerſtande. — Nach dem ſüdlichen Theile von Indiana und Ohio, z. B. nach Evansville im Staate Indiana oder Cincinnati im Staate Ohio, fährt man direct von Neu-Orleans aus, den Miſſiſipi und Ohio-Strom hinauf, in ein und demſelben Dampfboot. — Eins nur iſt bei allen dieſen Reiſen über Neu-Orleans

wohl zu bemerken: man darf in Neu-Orleans nicht während der Monate Auguſt, September und October ankommen; denn alsdann herrſcht dort das ſehr bösartige gelbe Fieber. Auch iſt es nicht gut, wenn man nach der Mitte des December in Neu-Orleans ankommt, da man alsdann in der Weiterfahrt gegen Norden oft lange durch das Eis aufgehalten wird.

28. Ueber Neu-York reiſt man, wenn man nach Michigan, Wisconſin, dem nordöſtlichen Theile von Illinois oder dem nördlichen Theile von Indiana und Ohio will. Der kürzeſte und wohlfeilſte Weg von Neu-York nach allen dieſen Staaten iſt folgender: Auf dem ſchönen Hudſon-Strom oder North-River fährt man per Dampfboot nach Albany, was 150 Meilen weit entfernt iſt. Man hat hiebei 100 Pfd. frei und zahlt für je 100 Pfd. Uebergewicht nur 18 Cents. Vom Herbſt 1849 an wird man jedoch per Eiſenbahn nach Albany reiſen. Von Albany aus geht es per Eiſenbahn nach Buffalo am Erie-See, 325 Meilen weit. Hiefür zahlt man, wenn man den beſten Platz nimmt, 12 Dollars, in einem Einwanderer-Wagenzuge (immigrant cars) dagegen nur 5½ Dollars. In letzterm Falle muß man freilich 26 Stunden lang ſich ein etwas unbequemes und gedrängtes Sitzen gefallen laſſen. Für das Gepäck bezahlt man während des Sommers nichts; im Winter hat man 100 Pfd. frei und zahlt für je 100 Pfd. Uebergewicht 1 Dollar. Wer dieſe äußerſt wohlfeile Reiſegelegenheit benutzen will, der gehe auf das durchaus reelle und zuverläſſige Comptoir der Her-

ren Wolf und Riſchmüller, Greenwichſtraße 144, wo er für die ganze Strecke von Neu-York bis Buffalo nur 5½ Dollar zu bezahlen hat, indem die Fahrt auf dem Hudſon-Fluſſe nach Albany frei in den Kauf gegeben wird. Auch iſt der Platz, von wo dieſe Dampfſchiffe abfahren, nämlich am Ende von der Cortlandſtraße, ganz nahe bei dem gewöhnlichen Landungsplatze der aus Europa kommenden Seeſchiffe, ſo daß man bequem ſein Gepäck vom Seeſchiffe auf's Dampfſchiff bringen kann. Ja, wenn über 20 Paſſagiere ein und deſſelben Seeſchiffs ſich bei Wolf und Riſchmüller melden zur Reiſe nach Buffalo, ſo wird ein Dampfboot hingeſchickt an das Seeſchiff, um ihre Güter aufzuladen und ihnen auf dieſe Weiſe alle Koſten und Mühe, die ſie ſonſt damit haben würden, zu erſparen. Es iſt in der That erfreulich, daß in neueſter Zeit alle dieſe Vorkehrungen getroffen ſind, und dadurch die langwierige und läſtige Canalreiſe von Albany nach Buffalo aufgehört hat. Auf dieſer Reiſe vornehmlich ſind früher unzählige Einwanderer betrogen worden. Man forderte ihnen in Neu-York nur ein geringes Geld dafür ab. Aber wenn ſie nach Albany kamen, ſo erfuhren ſie, daß ſie eine um ſo größere Summe für ihre Fracht zu bezahlen hätten. Und noch mehr ging ihnen dadurch dazu, daß ſie manchmal 14 Tage lang auf dem von 2 Pferden langſam gezogenen Kanalboote (line-boat) zubringen und während dieſer Zeit ſich ſelbſt beköſtigen mußten. Leider ſind jetzt noch manche Einwanderer ſo thöricht, auf dem Erie-Kanal von Albany nach Buffalo zu reiſen. Lange aber wird eine ſolche,

aus gänzlicher Unkenntniß ſeitens der Einwanderer und aus Betrug ſeitens der Mäkler in Neu-York hervorgegangene Thorheit wohl nicht mehr dauern. — Wer von Buffalo aus nach dem Staate Wisconſin oder dem nördlichen Illinois will, fährt über den Erie-, Huron- und Michigan-See per Dampfboot direct bis Milwaukie in Wisconſin oder Chicago in Illinois. Dies iſt zu Waſſer eine Strecke von 1,000 engliſche Meilen, die man in 4—6 Tagen zurücklegt, für 6 Dollars als Deck-Paſſagier oder für 12 Dollars als Kajütten-Paſſagier. Ueber anderthalb Jahre aber wird man den ungleich kürzeren Landweg nehmen. Bis dahin nämlich wird die Eiſenbahnſtrecke von Kalamazoo nach St. Joſeph gebaut ſein, und man fährt alsdann von Buffalo nur über den Erie-See nach Detroit, von wo es graden Wegs durch den Staat Michigan nach St. Joſeph gehen wird. — Wer von Buffalo aus nach dem nördlichen Theile von Indiana oder Ohio will, fährt per Dampfboot nach einer der folgenden Städte: Erie, Cleveland oder Sandusky, und von da auf ſchiffbaren Kanälen oder Eiſenbahnen weiter in's Innere, bis nach Beaver oder Cincinnati am Ohio-Strome. Die ganze Reiſe von Neu-York über Buffalo nach Cincinnati koſtet nur $9\frac{1}{2}$ Dollars. — Wohl zu beachten iſt aber, daß alle dieſe Reiſen auf den Seen Erie, Huron und Michigan nicht im Winter gemacht werden können, weil alsdann dieſe Seen gefroren ſind. Daher darf Niemand, der nach Wisconſin oder den andern eben genannten Gegenden will, in den Wintermonaten zu Neu-York ankommen. Wer dies thut, muß ſich gefallen laſſen,

einige Monate zu warten, wenn er nach Wisconsin will, oder einen andern viel beschwerlichern oder viel theurern Weg zu nehmen, wenn er nach dem nördlichen Ohio oder Indiana will.

29. Einwanderer, die in Baltimore oder Philadelphia landen und nach Wisconsin oder den andern eben genannten Gegenden zu reisen Willens sind, thun am Besten, per Eisenbahn und Dampfboot nach Neu-York zu fahren, um von da die eben beschriebene Reise nach Buffalo ꝛc. anzutreten. Die Strecke von Baltimore bis Neu-York kostet 4—5 Dollars, die Strecke von Philadelphia bis Neu-York, 100 Meilen weit, 2½ Dollars. Wer jedoch in Baltimore landet und nach Pittsburg, Cincinnati, Louisville oder irgend einer andern Stadt am Ohio oder Missisippi zu reisen gedenkt, fährt von Baltimore aus auf der Eisenbahn nach Cumberland, und von da aus entweder per Postkutsche (stage) und Dampfboot über Brownsville nach Pittsburg, oder per Postkutsche nach Wheeling, welches weiter abwärts am Ohio-Strom liegt. Von Baltimore nach Pittsburg, eine Entfernung von 290 Meilen, kommt man auf diese Art in 34 Stunden für 10 Dollars, wenn man gleich für den ganzen Weg bezahlt. Von Baltimore nach Wheeling, eine Strecke von 308 Meilen, kommt man in 36 Stunden für 11 Dollars. — Wer in Philadelphia landet und nach Pittsburg will, kann entweder den eben beschriebenen Weg über Baltimore, Cumberland ꝛc. einschlagen, oder im Winter, wenn der Kanal zugefroren ist, kann man die Reise per Eisenbahn über Harrisburg bis Chambersburg,

und von da die übrigen 50 Meilen per Postkutsche nach Pittsburg machen. Eine so weite Reise mit der Postkutsche ist aber nicht nur höchst beschwerlich und unangenehm, sondern auch, wenn man viel Gepäck bei sich hat, sehr theuer, da man dafür bei den Reisen per Postkutsche viel Ueberfracht bezahlen muß. Diese abgerechnet, kostet die ganze Strecke von 300 Meilen per Eisenbahn und Postkutsche von Philadelphia bis Pittsburg nur 10 Dollars, wenn man wenig Gepäck hat und das ganze Geld voraus-bezahlt. Ungleich angenehmer und für Den, welcher viel Gepäck bei sich hat, auch wohlfeiler ist die Reise per Eisenbahn und Dampfboot über Baltimore und Cumberland. Im Sommer ist es vorzuziehen per Eisenbahn von Philadelphia nach Harrisburg und von da per Kanal nach Pittsburg zu fahren. Diese Kanalreise dauert 7 Tage und kostet 6—7 Dollars. Dazu hat man von Philadelphia bis Pittsburg nur 50 Pfund frei, und zahlt für je 100 Pfund Uebergewicht $2\frac{1}{2}$ Dollars. Wer in Boston landet, fährt von da direct per Eisenbahn über Albany nach Buffalo für $8\frac{1}{2}$ Dollars. Im Ganzen stehn jedoch diejenigen Einwanderer, welche nicht über Neu-Orleans ihren Weg nehmen können, sich am besten, wenn sie über Neu-York reisen. Von den 120,000 Deutschen, welche voriges Jahr in Nordamerika landeten, kamen 70,000 in Neu-York an, während 1846 die Zahl der in Neu-York ankommenden nur 52,000 betrug, 1845 nur 30,000, 1844 nur 17,800.

30. Die vorſtehenden Anweiſungen bezwecken durchaus nicht, irgend Jemanden zur Auswanderung zu verleiten. Jeder muß in dieſer Hinſicht wohl zuſehn, was er thut. Es kann Jemand einen Trieb in die Ferne haben, aber daneben ſchlummert in ſeiner Seele, ihm ſelber unbewußt, eine noch ſtärkere Anhänglichkeit an die Heimath, welche, wenn er nun in der Ferne iſt, mit Rieſenkraft erwacht und ihn auch in dem ſchönſten Lande ſich unglücklich fühlen läßt. Dieß iſt vorzüglich der Fall, wenn Jemand daheim ſein gutes Auskommen oder einen ſchönen Kreis von Verwandten und Freunden hatte, den er ohne Noth verließ. Es gibt in Amerika, beſonders in den Städten, Manche, die in Folge deſſen ſich unglücklich fühlen, während freilich die bei Weitem größere Mehrzahl, beſonders die auf dem Lande Wohnenden, ſich glücklich fühlt und Amerika nimmermehr wieder verlaſſen möchte. Ich bitte daher Jeden, der zum Auswandern geneigt iſt, unter Gebet zu Gott ſich ſelbſt wohl zu prüfen und über ſeine Lebensverhältniſſe recht nachzudenken, ob ſie wirklich der Art ſind, daß er ſeinetwegen oder ſeiner Kinder wegen genöthigt iſt, auszuwandern. Nur wer von Oben her hierüber Licht und Klarheit empfangen hat, kann ſicher ſein, daß Reue und Verzagtheit ihn nachher nicht überfallen.

Wer aber aus guten Gründen im Vertrauen auf Gott beſchloſſen hat, auszuwandern, dem kann ich getroſt verſichern, daß in Amerika Jeder, welcher arbeiten kann und will, Arbeit und Brod genug findet. Ohne Arbeit kommt man hier ſo wenig fort, wie in jedem andern Lande der Erde. Dornen und

Diſteln, die im Schweiße des Angeſichts ausgerottet werden müſſen, wachſen in Amerika ſowohl wie in Europa. Beſonders in den erſten Jahren nach ſeiner Ankunft hat der Auswanderer auf viel Mühe und Beſchwerde ſich gefaßt zu machen. Wer jedoch dies nicht ſcheut, kann auch, wenn irgend Gottes Segen mit ihm iſt, mit Zuverſicht hoffen, daß er in der Folge im Schatten ſeines Weinſtocks im Frieden ſitzen und im Beſitz ſei es nun eines Hauſes und Gartens in der Stadt oder eines anſehnlichen, wohl angebauten Gutes auf dem Lande ſein und ſeiner Kinder Glück vor Augen ſehen kann. An Gottes Segen aber iſt Alles gelegen. Und wie in Deutſchland, ſo fällt auch hier nach der alten Verheißung des Wortes der Wahrheit das irdiſche Gut demjenigen zu, der vor Allem trachtet nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit.

Ueber

das Leben der deutschen Ansiedler im Innern von Missouri.

(Auszug aus einem Bericht vom 11. Januar 1847.)

Die Zahl der Deutschen in Amerika mehrt sich von Jahr zu Jahr, und wird gegenwärtig schon auf 4 Millionen angeschlagen. Der einfache Grund dieser großen Vermehrung ist der, daß in den westlichen Staaten, d. h. im Missouri, Illinois, Indiana, Michigan, Wisconsin und Iowa, noch immer ungeheure Strecken guten Landes unangebaut daliegen. Dies Land gehört dem Congreß oder Gesammtregierung der Vereinigten Staaten, welche je 40 Acre zu 50 Dollars verkauft. (Ein Acre ist etwas größer als ein Morgen, und ein Dolar oder amerikanischer Thaler ist ungefähr 1 Thlr. 12 Sgr. preußisch.) Wer also 100 Dollars mit hieher bringt, kann 80 Acre Landes kaufen, was ein großes Besitzthum ausmacht, worauf er Ackerland, Wiesen und Waldungen sich zum Ueberfluß einrichten kann. Aber, wohl gemerkt dies Alles liegt, wenn es ge-

kauft wird, noch in wüſtem, wilden Zuſtande da, und iſt entweder Prairie, d. h. wilde Wieſe, wo das Gras mannshoch wächſt und im Frühjahr die ſchönſten Blumen blühn, oder es iſt Urwald, worin ungeheure Bäume ſtehn, von niedrigerm Geſträuch und allerlei Schlingpflanzen umgeben, ſo daß man an manchen Stellen nur mit dem Beil in der Hand ſich einen Weg bahnen kann. Die Prairie nun wäre leicht umzupflügen und anzubauen. Allein man bedarf hier zu viel Holz, ſo daß die meiſten Anſiedler ſich lieber die Mühe geben, die Bäume auszurotten, als daß ſie in einer baumloſen Prairie ſich anbauen, wo ſie das Holz weither holen müßten. Sie ſuchen ſich gern eine Stelle aus, welche hoch liegt, weil ſie bei hoher Lage vor dem Klimafieber mehr geſchützt ſind. Noch mehr ſehen ſie darauf, daß ſie Waſſer für ſich und ihr Vieh in der Nähe haben. Nachdem ſie Bäume gefällt, bauen ſie daraus zunächſt ein Wohnhaus, welches in der Regel einſtöckig iſt und blos eine große Stube bildet, darnach ein Rauchhaus, um ihr Fleiſch zu räuchern, einen Kornboden, einen Pferdeſtall ꝛc. Denn alle dieſe Gebäude baut man hier getrennt von einander, ſo daß, wenn man ſie von Weitem her ſieht, man meinen ſollte, ein ganzes kleines Dorf vor ſich zu ſehen, obgleich es nur ein einziges Landgut (farm) iſt. Auf dem Ackerlande ſind ſie nicht gleich im Stande, alle Bäume zu fällen, ſondern kerben dieſelben unten ein, ſo daß ſie abſterben und mit ihrem Schatten die Saat nicht hindern. Wenn dann auf einem ſolchen Felde über dem ſchönen grünen Korn die Bäume mitten im Sommer

dürr und blätterlos emporragen, so gewährt dies freilich einen seltsamen Anblick. Allmälig stürzen sie entweder von selbst nieder, oder werden mit Hülfe des Feuers niedergebrannt. Mancher Deutsche hier hat mir gesagt, daß er bei diesem Niederbrennen sich mit Wehmuth an seine Bekannten in Deutschland erinnert habe, welche dies Holz so gut gebrauchen könnten, wenn sie es nur in ihrer Nähe hätten, während es hier nutzlos verbrannt werde. Die Getreideart, welche man gleich im ersten Jahre in das neu gepflügte Land säen kann, ist der so überaus nützliche Mais oder türkische Weizen. Man läßt ihn theils mahlen, um Brod daraus zu backen, welches wie Kuchen aussieht und in der Regel warm gegessen wird (jede Hausfrau muß hier das Brodbacken selbst verstehen); theils benutzt man den Mais ungemahlen zum Futter für alle Arten Vieh. Ebendazu kann man auch die Blätter benutzen, sowohl grün als trocken. In den folgenden Jahren wird auch Weizen und Hafer gebaut; Roggen und Gerste hingegen nur wenig. Alle Arten Vieh besitzt hier Jedermann in großer Menge; indem man sie wild umherlaufen und in den Wäldern ihr Futter suchen lassen kann. Das einfache Mittel, wodurch man sie gleichwohl an's Haus gewöhnt, so daß sie von Zeit zu Zeit zurückkehren, ist eine Hand voll Salz. Nur im Winter bekommen sie Futter, Stallung auch dann nicht, wodurch freilich, wenn der Winter hart ist, manches Stück Vieh, namentlich Schweine, erfrieren. In der Regel aber ist hier die Kälte, wenngleich mitunter eben so stark, doch nicht so anhaltend, als in Deutschland. Für die Pferde

baut man jedoch schon deshalb einen Stall, damit man sie eher zur Hand hat, wenn man sie gebrauchen will. Dieselben sind hier so gemein, daß man nicht selten Leute mit zerlumpten Kleidern und Schuhen auf ihren eigenen Pferden reiten sieht. Auch die Frauen reiten hier. Und es ist das auch sehr nöthig, weil sie sonst die langen Wege, die man hier zu machen hat, nicht würden zurücklegen können. Zur Kirche kommen die z. B. Leute großentheils herangeritten, und binden die Pferde während des Gottesdienstes an die Bäume. Dörfer, wie in Deutschland, gibt es unter diesen Umständen hier nicht, sondern nur Niederlassungen (settlements), wo Jeder seine nächsten Nachbarn ¼ bis ½ Stunde, oft auch noch viel weiter, von sich entfernt wohnen hat. So viel volkreiche Städte und Städtchen, wie in Deutschland, gibt es hier ebenfalls nicht; sondern außer einigen größeren Städten, wie St. Louis, nur unbedeutende, schlecht gebaute Orte, welche hauptsächlich aus Kaufmannsläden bestehen. Handwerker gibt es wenig. Nur die allernothwendigsten Arbeiten läßt man beim Schneider, Schuhmacher, Schmied und Schreiner machen. Was man irgend selber verfertigen kann, verfertigt man selbst, natürlich oft schlecht genug. Wagenräder z. B. macht man aus abgesägten Scheiben eines festen Baumstammes, Kornfässer aus einem hohlen Baumstamme, welchen man mit Hülfe des Feuers vollends aushöhlt, Tröge für das Vieh ebenfalls aus hohlen Baumstämmen, Trinkgeschirre aus ausgehöhlten Kürbissen, wovon hier eine Art wächst, deren langer Stiel ganz bequem als Henkel an dem Trink-

geſchirre dient. Statt des Ofens baut man einen ſteineren Kamin, was freilich viel Holz erfordert; allein daran iſt hier, wie ſchon bemerkt, kein Mangel. Der Handel iſt großentheils noch Tauſchhandel. Die Kaufleute in den kleinen Städten ſchätzen die Erzeugniſſe des Landbaues, z. B. Maiskorn, Butter, Eier ꝛc. zu einem beſtimmten Werthe und geben dafür Kleidungsſtücke, Haushaltungsgeräthe, Kaffee ꝛc. zu gleichem Zwecke wieder aus. Wer baares Geld haben will, wovon die kleinſte, hier gangbare Sorte ein Fünfcentſtück (2 Sgr.) iſt, der muß ſeine Erzeugniſſe, namentlich ſein Vieh, nach St. Louis bringen. Schon deshalb wird das Vieh hier in großer Menge aufgezogen, während man den Dünger davon gar nicht gebraucht, da das Land jahrelang ungedüngt trägt und höchſtens bedarf, daß man es nach längerm Gebrauch einmal ein Jahr lang brach liegen läßt. Eine große Beſchwerde wird jedoch durch das wilde Umherlaufen der vielen Pferde, Kühe und Schweine (Schafe nur wenig, da dieſelben ohne einen Hirten nicht zurecht kommen) hervorgebracht, nämlich daß alles Ackerland eingefriedigt, d. h. mit einem Gehege verſehen werden muß, das aus roh aufeinandergelegten langen Holzſtücken beſteht. Straßen ſind nur wenige und ſchlechte vorhanden. Die große Straße von St. Louis nach Jefferſon, der Hauptſtadt des Staats Miſſouri, iſt nicht ſo gut, wie der ſchlechteſte preußiſche Polizeiweg. Fällt, was oft geſchieht, ein Baum quer über dieſelbe hin, ſo läßt man ihn ruhig liegen und umgeht ihn. Kleinere Wege gibt es natürlich überall; allein es gehört viel Geſchicklichkeit

und Uebung dazu, sich in ihnen zurecht zu finden, da sie kreuz und quer gehen. Brücken trifft man höchst selten, und schon hierdurch wird das Fußreisen fast unmöglich, indem man oft an Flüsse und Bäche kommt, durch welche man zwar hindurchreiten kann, aber nicht hindurchgehen.

Ungeachtet all des Abschreckenden aber, was nach der vorstehenden Beschreibung das Leben in diesen westlichen Wäldern zu haben scheint, sage ich nochmals, was ich schon gesagt habe: es hat etwas wunderbar Anziehendes in sich. Solche zwar, welche an die vielen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des geselligen und gebildeten Lebens sich allzusehr gewöhnt haben, fühlen sich hier unglücklich. Den Werth oder Unwerth jener Annehmlichkeiten schätzt oder erkennt man erst dann ganz, wenn man sie entbehrt. Daher fühlt sich mancher getäuscht, welcher meinte, in die Entbehrung sich gut finden zu können; aber, wenn er an Ort und Stelle ist, und wirklich die Probe machen soll, sie nicht besteht. Andere hingegen, welche entweder zu Hause es nicht gut gewohnt waren, oder aus einer Vorliebe für das Natürliche und Einfache ihren frühern Gewohnheiten entsagen können, fühlen sich hier glücklich. Am meisten thun dies arme Landleute, Heuerlinge und Tagelöhner. Manche derselben trifft man hier an im Besitze von 80 bis 160 Acre, also einem Stücke Landes, größer wie manches deutsche Rittergut. Dazu besitzen sie viele Pferde, Kühe und Schweine, letztere oft in solcher Menge, daß sie selbst nicht wissen, wie viele sie haben. Wie kann es anders sein, als daß sie ihr neues Vaterland

lieben, da sie in dem alten vielleicht nur eine oder zwei Kühe auf einem kleinen, nur gepachteten Stück Landes halten konnten. Während sie dort von Sorgen schier erdrückt waren, athmen sie hier frei auf und fühlen sich. Wer mag es ihnen nicht gönnen und nicht mit ihnen sich freuen, daß sie unter Gottes Segen durch den Fleiß ihrer Hände es so weit gebracht haben! Was das geistige Leben hier betrifft, so gedenke ich, späterhin mehr darüber mitzutheilen. Für jetzt nur das Eine, daß man hier theils die einfache Lebensart und Sitte der Erzväter im alten Testament, theils aber viel Stumpfheit und irdischen Sinn antrifft. Wer in der Umgebung der großartigen Natur, die hier ist, an den noch viel größern Schöpfer zu denken sich getrieben fühlt, wer bei der Befreiung von so manchen lästigen Schranken des geselligen Lebens in Deutschland, das den Menschen nicht beknechtende, sondern nur ihm wohlthuende Band mit seinem Gott um so fester knüpft: der ist hier vieler Hindernisse zu einem gottgeweihten, stillfrohen Leben überhoben und kann sich in die Zeiten des Glaubensvaters Abraham wieder zurückversetzen. Wer dagegen seine Lust an sinnlichen Genüssen hat, und den Bauch zu seinem Gott macht, hat hier ebenfalls viel Gelegenheit, diesen seinen Götzendienst auszuüben, indem hier die Meisten, wenn sie es wollen, so viel Fleisch haben, um drei Mal im Tage davon zu essen, dazu auf die Jagd gehen können, um Hirsche zu schießen ꝛc.

Das Schlimmste ist, daß es hier an Kirchen und Schulen fehlt, oder vielmehr an Predigern und Schullehrern. Denn wenn diese hierher kämen, so

würden Häuser für sie bald gebaut sein. Möchte der gnädige Gott allen Christen in Deutschland das Herz dazu lenken, daß sie diesem großen, traurigen Mangel abhelfen. Denn es heißt hier wohl mit Recht: Wo die Weissagung aus ist, da wird das Volk wild und wüste. O möchten vor Allem junge Prediger und Schullehrer sich finden, welche um des Heilandes willen die oben beschriebenen Entbehrungen für gering achten und den Nothruf ihrer Brüder jenseits des Meeres nicht umsonst an ihr Herz dringen lassen: „Komm herüber nach Nordamerika und hilf uns!"

Reiſebilder aus Nordamerika.

Da ich nach zweimonatlicher Seefahrt durch die Güte Gottes glücklich in Amerika angelangt bin und nun bereits volle fünf Wochen in dieſem Lande zugebracht habe, ſo fühle ich mich getrieben, dem Verſprechen nachzukommen, das ich manchen Freunden im Vaterlande vor meinem Weggehn gegeben habe, ihnen Einiges über den Eindruck zu melden, den die neue Welt auf mich gemacht. Es ſind zwar nur die erſten Eindrücke, die ich wiedergeben kann. Doch was denſelben ihrer Natur nach an Vollſtändigkeit abgeht, das erſetzen ſie vielleicht durch ihre Lebhaftigkeit. Dazu kommt, daß ich jetzt noch beſſer im Stande bin, als wie ich ſpäterhin ſein werde, mich auf den Standpunkt meiner Freunde in Deutſchland zu verſetzen, und grade dasjenige mitzutheilen, was am meiſten ihre Theilnahme in Anſpruch zu nehmen geeignet iſt. Wenn ich mitunter auch das äußere Leben und die Naturſcenen ſchildern werde, ſo thue ich dies in dem Gedanken, daß es ebenſowohl mit dazu gehört, wie der Rahmen oder vielmehr der Hintergrund zu einem Gemälde. Am 3. September in Neu-York angelangt, miethete ich in Williamsburg, einer Vorſtadt von Neu-York, mich ein, und blieb dort über vierzehn Tage. Dann reiſte ich über Albany und Buffalo nach Detroit, und von da nach Chicago. Ich

will nun zuerſt von meinem Aufenthalte in Neu-York, dann von der weiteren Reiſe, einige Züge hinzuwerfen verſuchen.

Weil ich inſonderheit darum angegangen bin, über die Methodiſten Einiges zu berichten, ſo mache ich damit den Anfang. Sogleich am Tage meiner Ankunft kam ich mit ihnen in Berührung. Als ich nämlich das Schiff verließ, fiel mir die Ueberſchrift eines alten Schiffes in die Augen: „Bethel-Ship: John Wesley“ nebſt der Angabe, daß und zu welcher Zeit hier engliſch, deutſch und ſchwediſch gepredigt werde. Mit dem Eindrucke, daß mitten unter dem Getümmel des Hafens für das Heil der Seelen geſorgt werde, ging ich in die Stadt hinein und kam gegen Mittag zurück, um Behufs der Beſichtigung meines Gepäcks durch den Zollbeamten auf dem Schiffe zu bleiben. In der Kühle des Abends unter dem freundlichen Scheine des Vollmonds beſchloß ich, noch einen Spaziergang zu machen. Ich kam wiederum an jenes Schiff, hörte daraus die Stimme eines Predigers hervorſchallen und ging hinein. Der Gottesdienſt war grade zu Ende. Allein ſchon der zum Schluß geſprochene apoſtoliſche Segenswunſch (The grace of the Lord Jesus Christ be with you all!) ſowie der Anblick einer betenden Verſammlung, that meinem Herzen wohl. Wer ſchon gleich mir in einem fremden Lande war, anfangs nur irdiſches Getümmel ſah und dann Worte des Friedens hörte, wird dies mitfühlen. Ich ging dann auf den Prediger zu, begrüßte ihn und reichte ihm die Hand brüderlicher Gemeinſchaft, was er mit Herzlichkeit erwiederte. Ich fand an ihm einen ſchlichten, warmen und dabei ſehr friſchen und lebendigen Mann, der ganz in ſeinem Berufe lebte, den Matroſen in engliſcher und ſchwediſcher Sprache

das Evangelium zu verkündigen. Ich beſuchte ihn darauf mehrmals, und wurde durch ihn, da er ſelbſt Methodiſt war, alsbald mit mehreren Methodiſten bekannt.

Zwei Tage nach meiner Ankunft nahm ich an einer Zuſammenkunft methodiſtiſcher Prediger Theil, die jeden Sonnabend Morgen gehalten wird, um allerlei kirchliche Fragen zu beſprechen. Es wurde grade die Wirkſamkeit der Reiſeprediger beſprochen, wie ſie ohne gewiſſe Stätte umherziehn, zu Fuß und zu Roß, durch Flüſſe hindurchſchwimmend und die Nacht oft unter freiem Himmel zubringend, auf weiten Reiſen nichts als die Bibel und die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe in ihrer Reiſetaſche (saddle-bag) mit ſich führend, um auf dieſe Weiſe bis in die entlegenſten Anſiedelungen die Botſchaft des Heils zu bringen. Mehrere der Verſammelten hatten ſelbſt eine ſolche Wirkſamkeit früher gehabt. — Am darauf folgenden Tage, einem Sonntag, ging ich Morgens in die deutſche Methodiſtenkirche. Die Predigt war durchaus bibliſch, ſchlicht, aber kräftig. Wenn grade ein Wort vorkam, welches beſondern Eindruck machte, z. B. nach Auseinanderſetzung der, den Chriſten drohenden, Verſuchungen, das Wort „Gott behüte uns Alle vor Rückfall!“ ſo erſcholl ein lautes Amen von Seiten der Gemeine. Wenn der Prediger das Vorrecht des freien Zugangs zum Heilande und die Macht ſeiner Gnade ſchilderte, ſo erfolgte ein: „Gott ſei Dank!“ Zur Begründung dieſer Sitte berufen ſich die Methodiſten auf 5 Moſ. 27, 15. und 1 Cor. 14, 16. Am Sonntag Abend war ich in einer engliſchen Methodiſtenkirche. Der Geſang hatte etwas ſehr Weiches, Zartes und Liebliches. Der Text der Predigt war in Beziehung auf das eingetretene Ende des Sommers Jer. 8, 10: Die Ernte iſt vergangen, der Sommer iſt dahin und uns

iſt keine Hülfe gekommen. Es wurde nun der Sommer der Gnadenheit beſchrieben, mit allen ihn begleitenden Gnadenmitteln und Gnadenwirkungen, und wie ſchrecklich es ſei, wenn dieſelben vergeblich an einen Menſchen gewendet würden, wenn er eine Zeit auf die andre vergehn laſſe, ohne daß ſeiner Seele geholfen werde. Beim Schluß der Predigt wurde eine Gebetsverſammlung angekündigt, die gleich auf die Predigt folgen werde. Viele gingen, da vorher eine kleine Pauſe eintrat, hinaus, Viele blieben. An Letztre wurde die Aufforderung erlaſſen, inſofern ſie noch nicht bekehrt ſeien und doch Bekehrung ſuchten, hervorzutreten zu der ſogenannten Gnadenbank. In einer Methodiſtenkirche nämlich befindet ſich um die Kanzel her eine Art Gitter oder Umzäunung. Der von derſelben eingeſchloſſene Raum iſt etwas höher als das Schiff der Kirche. An ſeiner Außenſeite um die Umzäunung befinden ſich Kiſſen, um darauf zu knieen. Innerhalb der Umzäunung aber ſteht der Prediger nebſt den Klaſſenführern. Dieſelben fordern zur Bekehrung auf, und wenn Jemand hinzutritt, ſo knien ſie mit ihm nieder und beten mit ihm. Die Aufforderungen, die ich hörte, ſtützten ſich auf Bibelſprüche und auf Erfahrungen aus dem Leben des grade Sprechenden, wodurch die Gefahr des Aufſchubs der Bekehrung und die Möglichkeit derſelben bei vorhandenem, aufrichtigem Verlangen ins Licht geſtellt wurde. Es folgte indeß für dies Mal Niemand dem Rufe, außer daß ein junger Mann von ſeinem Sitze aus bat, man möge ſeiner als eines Hülfsbedürftigen gedenken. Darauf wurden mehrere Gebete gehalten, theils in Beziehung auf dieſen jungen Mann, theils um die Bekehrung der Sünder überhaupt. Die Gebete der Methodiſten haben das Eigenthümliche, daß ſie durchgehends in ein Ringen mit Gott, in ein

Begehren, ich möchte ſagen, Fordern ſeiner Gnade, hineinkommen. Dazwiſchen werden Lieder angeſtimmt, welche ebenfalls geeignet ſind, das Herz zu erregen. Ich kann indeß nicht anders ſagen, als daß die ganze Sache auf mich einen tiefen, ernſten Eindruck machte, und ich auch an der äußern Haltung derſelben nichts Unwürdiges finden konnte.

Anders geſtimmt fühlte ich mich einige Abende ſpäter. Ich ging mit meinem Freunde S. durch die ſtillen Straßen von Williamsburg. Da hörten wir plötzlich ein lautes Lärmen und Toben, ſo daß ich gar nichts Anders dachte, als es ſei eine Schenke in der Nähe. Ich ſagte zu S.: was iſt das? ich meine ſolche Dinge kämen wohl in Deutſchland vor, aber nicht hier! „Ach, erwiederte er, das ſind Methodiſten! laß uns fern bleiben; mir wird allzeit wehmüthig, wenn ich dergleichen höre.“ Ich ging indeß näher und ſah, daß der Lärm aus einem kleinen Bretterkirchlein kam, vor deſſen Thüre zwei Neger ſtanden. Auf meine Frage, was hier vorgehe, erwiederten ſie, es werde hier ein Liebesmahl der farbigen Methodiſten gehalten. Ich äußerte ihnen mein Bedenken, ob der Geiſt Gottes zu einem ſo lauten, tobenden Weſen ſich bekennen könne. Meine Bitte, hineintreten zu dürfen, ſchlugen ſie ab, luden mich jedoch ein, an einem Sonntag ihrem Gottesdienſte beizuwohnen. Ich hörte nun von Außen zu. Es ſchien mir, als ob einige Mitglieder Sündenbekenntniſſe ablegten, zum Theil mit Lobpreiſung der ſie errettenden göttlichen Gnade, zum Theil mit Angſtgeſchrei und Convulſionen. In erſterm Falle ſtimmten die Andern Lobgeſänge an, in letzterm Bußlieder, zwiſchen denen das Geſchrei Jener fortertönte. Dabei wurde mit den Füßen der Takt geſtampft. Auch das Singen an ſich war wild und regellos. Der Lärm zog Viele herbei, welche theils

ſpotteten, theils ihren Unwillen äußerten. Unter Letztern befand ſich ein halb angekleideter Nachbar, der ſich beklagte, er habe ſich bereits zu Bett gelegt, ſei aber durch den Lärm aus dem Schlafe wieder aufgeſchreckt. Er drohte den draußen ſtehenden Negern, ſie zu verklagen, und die Macht der Geſetze gegen dies Unweſen, noch dazu in ſo ſpäter nächtlicher Stunde, anzurufen. Herr, antwortete der eine Neger, wir haben eine höhere Macht auf unſerer Seite; Sie werden nichts gegen uns ausrichten! Ich fragte einen andern Nachbar, was die Polizei auf geſchehenes Anſuchen thun werde. „Sie wird nichts thun können," war die Antwort, „denn man fürchtet ſich in dieſem Lande, irgend eine Religionsübung in irgend einer Weiſe zu beſchränken; würde das einmal geſchehn, vielleicht mit gutem Grunde, ſo werde dies den Anlaß und Vorwand hergeben, um ſolche Beſchränkungen öfter, und wohl auch ohne Grund, auszuüben." Am folgenden Tage erkundigte ich mich bei mehreren Methodiſten, ob dieſe Neger wirklich zu ihnen gehörten, und ob ſie dies Treiben billigten. Sie ſagten mir, die durch die Methodiſtenprediger bekehrten Neger hätten ſich nicht allen Anordnungen der Methodiſtenkirche unterwerfen wollen, und deßhalb eine eigene Kirchengemeinſchaft, aber mit farbigen Predigern und Biſchöfen, gebildet. Den Lärm billigten ſie nicht, entſchuldigten ihn aber mit der ſinnlichen Natur der Neger, und verſicherten, es ſeien Viele wahrhaft Bekehrte unter ihnen. Zu einem Liebesmahle (wobei Erzählungen über innere Erfahrungen gemacht werden), ſagten ſie, könne jeder Nichtmethodiſt, der ſich dazu melde, zweimal Zutritt erlangen, die mir widerfahrene Verweigerung des Zutritts ſei unrecht.

Ich nahm ferner an zwei deutſchen methodiſtiſchen Claſſenverſammlungen (class-meetings) Antheil. Bekanntlich werden in allen Methodiſtengemeinden Claſſen, d. h. Geſellſchaften von 12—20 Perſonen beiderlei Geſchlechts gebildet, die ſich einen Claſſenführer (class-leader) ſelbſt wählen und wöchentlich einmal zuſammen kommen, um nach der bibliſchen Vorſchrift zu handeln: bekennet Einer dem Andern ſeine Sünde! Nachdem ein Lied geſungen, ein Capitel aus der Bibel geleſen und ein Gebet gehalten war — die Gebete der Methodiſten geſchehen allemal knieend — ſo begann der Claſſenführer ſeine Erfahrungen im Laufe der verfloſſenen Woche auszuſprechen. Er bezeugte, die Regungen des Fleiſches wohl erfahren zu haben, aber auch, daß die Sünde nicht herrſchen könne über Den, der nicht mehr unter dem Geſetze ſei, ſondern unter der Gnade. Dann wandte er ſich an eines der Mitglieder nach dem andern mit den Worten: nun lieber Bruder (oder: liebe Schweſter!) erzähle du uns, was der Herr an deiner Seele thut! Es erfolgten hierauf ſehr verſchiedenartige Bekenntniſſe. Mehrere waren dem des Claſſenführers ähnlich, die Treue des Heilandes und die beſtändige Geſchäftigkeit des heiligen Geiſtes an ihrem Herzen rühmend. Den Schluß bildete die Aufforderung: nun, lieben Brüder und Schweſtern, helft mir dem Herrn danken und betet für mich, daß er fernerhin nicht ablaſſe, mich durch ſeinen Geiſt zu erleuchten und zu regieren! Einige neu in's Land Gekommene ſagten, daß Gott ihnen ſo gnädig im Aeußern durchgeholfen, und ſie hofften, er werde auch das Werk ſeines Geiſtes in ihnen fortführen. Einen großen Contraſt bildeten die Bekenntniſſe von zwei Mädchen. Die eine pries die Sünderliebe des Heilandes in den wärmſten und lebendigſten Ausdrücken. Ein Lächeln, ſoll ich

ſagen der Verklärung oder der Verzückung, lag dabei auf ihrem Angeſichte. Die andre ſprach mit gepreßter Stimme: „ich kann nichts Andres ſagen, als daß ich ganz lau und erſtorben bin und alle weltlichen Lüſte wieder in mich eingedrungen ſind; als ich hieher ging, dachte ich: du gehſt wohl hieher, aber du gehſt dennoch verloren! darum lieben Brüder und Schweſtern, betet für mich, daß es dahin nicht mit mir komme. Dieſe Worte machten einen eignen Eindruck. Es waren zwar einige ähnliche Bekenntniſſe vorgekommen, aber keins wie dieſes. Man hörte Seufzer von Seiten der andern Mitglieder. Der Claſſenführer ſprach der Bekennenden auf eine ſchöne Art Troſt und Muth zu, ermahnte ſie aber auch ernſtlich, zu wachen und zuzuſehen, ob ſie nicht irgendwie an einem geheimen Stricke mit eigner Einwilligung vom Feinde feſtgehalten werde. Ueberhaupt erwiderte der Klaſſenführer Einiges auf jedes Bekenntniß, bald mehr in ermuthigendem, bald mehr in ermahnendem Tone. Auch ward manchmal ein Liedervers angeſtimmt, der auf das vorhergegangene Bekenntniß paßte. Bekanntlich gehen alle dieſe Lieder nach Arien- oder nach weltlichen Melodien, was den daran nicht Gewohnten anfangs ſehr befremdet, oder gar abſtößt. Ein Gebet machte den Beſchluß des Ganzen. Es war mir aufgefallen, daß die Bekenntniſſe ſich mehr im Allgemeinen hielten, als wie ich mir vorgeſtellt hatte. Ich fragte deßhalb nachher den Claſſenführer, ſowie einige Prediger, ob nicht auf dieſe Weiſe manchmal ein erheucheltes Bekenntniß hervorkomme, bezeichnete auch eins, das ich mit angehört, als ein ſolches, das dieſen Verdacht in mir erregt habe. Man antwortete mir hierauf, die Prüfung der Lauterkeit der einzelnen Mitglieder und ihrer Ausſagen ſei mehr Sache des Claſſenführers in ſeinen perſönlichen

Unterredungen mit ihnen. Wenn er ſie beſuche, ſo habe er nach den einzelnen Punkten ihres Wandels zu forſchen und ſie demgemäß zu ermahnen. Dadurch ſtelle es ſich bald heraus, was nicht lauter ſei. Ein Unlauterer könne ſchon das ſchwer ertragen, wöchentlich einmal über den Zuſtand ſeines Innern ſich mehr im Allgemeinen auszuſprechen, viel weniger aber, dem Claſſenführer und den übrigen Mitgliedern der Claſſe über jedes Einzelne Rede zu ſtehen.

Soviel von den Methodiſten. Vielleicht möchte Dieſer und Jener meiner Freunde mich fragen: aber haſt du nicht vieles durchaus Unevangeliſche, dein Gefühl verletzende unter ihnen gefunden? Ich erwiedere hierauf: in Deutſchland iſt ſo vieles Nachtheilige über die Methodiſten geſchrieben worden, und zwar großentheils von Leuten, welche auch die Erweckungen in Pommern oder im nördlichen Weſtphalen theils als etwas Ueberſpanntes, theils als etwas Unkirchliches darſtellen würden. Da fühle ich mich denn nicht berufen, über die ohnedies hinlänglich bekannten Schattenſeiten des Methodismus mich hier auszulaſſen. Ueberhaupt will ich hier nicht allgemeine Urtheile fällen, ſondern nur einzelne Züge wiedergeben, die ich geſehen habe. Das aber ſpreche ich als meine feſte Ueberzeugung aus, daß die Chriſten in Deutſchland ſehr Vieles von den Methodiſten lernen könnten.

Von meinem Verkehr mit mehreren Presbyterianern und Congregationaliſten bin ich nicht im Stande, viel zu erzählen, da dieſe beiden Kirchenparteien durch ihr längeres Beſtehen und ihre ruhigere Haltung den Fremden nicht ſo bald mit ihrer Eigenthümlichkeit vertraut werden laſſen. Das nur will ich erwähnen, daß ich unter ihnen vielfach das Gefühl der Liebe und Theilnahme für

Deutſchland gefunden habe. Sie betrachten die evangeliſche Kirche in Deutſchland zwar als mangelhaft, oder als verfallen. Sie können es nicht faſſen, daß von Kanzeln und Kathedern herab offenbarer Unglaube gelehrt wird und gleichwohl die Gläubigen mit ſolchen Predigern des Unglaubens, ſowie mit ſonſtigen weltlich Geſinnten und offenbar Laſterhaften in ein und derſelben Kirchengemeinſchaft bleiben. Deſſen ungeachtet ſehen ſie die deutſchen Kirchen als Schweſterkirchen an und freuen ſich des Auftretens ſo vieler Wahrheitszeugen in ihnen. Ein ehrwürdiger alter presbyterianiſcher Prediger ſagte mir: „Wir verlieren uns zu ſehr in ein Wirken nach außen. Die Deutſchen ſind tiefer, gründlicher und gemüthvoller als wir. Ein wechſelſeitiger Austauſch würde ſehr wohlthätig auf uns einwirken. Schon deßhalb freue ich mich allemal, wenn deutſche Prediger in unſer Land kommen. Und auch um der unter uns wohnenden Deutſchen willen freue ich mich deſſen. Es iſt ſehr zu fürchten, daß Unglaube und Papſtthum mehr und mehr unter ihnen überhand nehmen, und von da aus ſelbſt unſre Kirchen gefährden. Möchten nur recht viele evangeliſche Prediger herüberkommen! ſie können hier ſehr viel Gutes thun!“ *) Eine ähnliche Geſinnung und die Bezeugung herzlicher Freude über das Hieherkommen deutſcher Prediger fand ich bei vielen Andern, hatte auch bereits Gelegenheit zu hören, daß dieſe Geſinnung ſich manchmal mit der That kundgibt, in reichlicher Unter-

*) „Gutes thun“ iſt ein bei allen Kirchenparteien hier überaus gebräuchliches Wort. Ich hörte es in Deutſchland nie ſo oft, als wie hier. Es war der ſtehende Segenswunſch, den man mir beim Abſchiede gab: I hope, you will do much good in our land. Oder: May god grant you, to do much good!

ſtützung deutſcher Prediger. Wenn ein Amerikaner nur einmal zu einem Solchen Zutrauen gefaßt hat, ſo iſt er zu einem bedeutenden Geldbeitrage gern bereit.

Ein congregationaliſtiſcher Prediger lud mich dringend ein, für ihn Sonntag Morgens zu predigen. Ich konnte ihn ſchwer davon überzeugen, daß ich des Engliſchen noch nicht mächtig genug ſei, um dies zu können. Er begehrte darauf wenigſtens eine Anſprache am Sonntag Abend. Ich wagte dies, und Gott ſtand mir bei. Ich ſuchte in der Verſammlung die Theilnahme für meine ausgewanderten Landsleute zu erwecken, indem ich ſagte, bisher hätten ſie meiſtentheils nur die äußere Gewandtheit und Geſchäftstüchtigkeit von den Amerikanern gelernt; es ſei ſehr zu wünſchen, daß ſie einmal die Frömmigkeit der amerikaniſchen Chriſten nachzuahmen anfingen, und dieſe ihrerſeits ein Licht und Vorbild für ihre neuen Mitbürger würden. Auf Aufforderung des Predigers hielt darauf eins der Gemeindeglieder ein warmes Gebet für die Deutſchen. Dann trat ein ſchwarzer Prediger auf und ſagte: „Mit Wehmuth höre ich, wie in dieſem Lande Alle, welche aus noch ſo großer Ferne, von verſchiedenen Völkern hereinkommen, die vollen bürgerlichen Rechte erhalten. Nur unſer armes Volk erhält ſie nicht, und wird mitten in dieſem Lande der Freiheit ſeiner Rechte beraubt. Ich wurde als Knabe von Jemanden gekauft, der ſo wenig ein Recht dazu hatte, mich zu kaufen, als ich ein Recht habe, in irgend ein Haus hineinzugehn, und dort ein Hausgeräth wegzunehmen. Jahrelang bin ich Sclave geweſen, und habe das Elend der Sclaverei mit angeſehen. Mich verlangt nach der Zeit, wo das Kaufen und Verkaufen von Menſchen endlich ein Ende hat.“ Er erzählte dann, wie ſeine Geſchwiſter noch jetzt in der Sklaverei ſeien, und

wie er mit vieler Mühe Geld zuſammenzubringen ſuche, um ſie loszukaufen. Seine Erzählung war tief ergreifend. Es iſt in der That ein furchtbarer Fluch, den die Sclaverei auf dies Land bringt. Große Anſtrengungen ſind gemacht worden, ihn hinwegzuthun. Allein es hat in den meiſten Staaten noch nichts geholfen. Vielmehr behaupten Viele, durch die Abolitioniſten ſei die Lage der Sclaven nur verſchlimmert, und die Zeit ihres Freiwerdens noch weiter hinausgerückt. Die drei zahlreichſten Kirchenparteien Nordamerika's, die Methodiſten, Baptiſten und Presbyterianer, haben ſich um dieſer Urſach willen geſpalten. Die zwei erſtgenannten lediglich um dieſer Urſach willen, weil in den nördlichen Staaten Viele ſich in ihrem Gewiſſen gehemmt fühlten, mit Sclavenhaltern und Vertheidigern der Sclaverei in Einer Kirchengemeinſchaft zu ſein. Bei den Presbyterianern iſt die Trennung in Alte und Neue Schule hauptſächlich durch die, der letztern vorgeworfene, Theilnahme an den Neuen Maßregeln und Hinneigung zum Arminianismus hervorgebracht. Allein auch die Sklavenfrage hatte ihren Antheil daran, indem die Männer der Neuen Schule ſämmtlich gegen die Sclaverei ſind, die der Alten ſie mehr oder weniger in Schutz nehmen. Ebenſo wirkt dieſe Frage auf die politiſchen Zuſtände. Seit einigen Jahren haben ſich die Abolitioniſten unter dem Namen „Liberty-party“ als politiſche Partei geſtaltet. Die berühmten Worte der Unabhängigkeits-Erklärung von 1776, daß alle Menſchen gleich geſchaffen und mit unveräußerlichen Rechten auf Leben, Freiheit und Glückſeligkeit ausgeſtattet ſind, dienen dieſer Partei als Grundlage. Sie bezeichnen die Sclaverei als unrepublikaniſch, als eine Verleugnung und Verletzung der amerikaniſchen Conſtitution, welche gleiche Rechte für alle Menſchen fordere. Indeß, dieſe

Partei iſt noch ſchwach, und vor Menſchenaugen liegt Zeit und Art der Befreiung der Neger noch gänzlich im Dunkeln.

Eines Tages ging ich in den Straßen von Neu-York umher, und ſuchte das Juden-Miſſionshaus. Es wohnen hier nämlich gegen 20,000 Juden, und die chriſtliche Liebesthätigkeit ſucht ſie dem erſchienenen Meſſias zuzuführen. Ich erblickte ein großes Gebäude mit einem Kreuz auf der Spitze. Der deutſchen Vorſtellungsweiſe gemäß dachte ich: dies muß das Juden-Miſſionshaus ſein, denn was kann man paſſender auf ein ſolches ſetzen, als das Kreuz! Meine Frage an einen Vorübergehenden, ob dies das Juden-Miſſionshaus ſei, wurde bejaht. So ging ich hinein. Der Mann, der mir nun entgegentrat, erwiederte, als ich dieſelbe Frage an ihn richtete, mit feierlicher Stimme: „Nein, da ſind Sie nicht an dem Ort, welchen Sie ſuchen! Wiſſen Sie, wo Sie ſind? Sie ſind hier im Hauſe der Brüder des heil. Alphonſus, im Kloſter der Redemtoriſten! Haben Sie ſchon von dieſem Orden gehört?“ O ja, erwiederte ich; als ich in Wien war, habe ich eine Predigt bei den Redemtoriſten gehört. Er: „Nun, wie hat Ihnen die zugeſagt?“ Ich: Die ganze Predigt handelte über den Roſenkranz, als ein Hauptmittel zur Seligkeit; dies wollte mir aber durchaus nicht einleuchten. Er: „Sie hätten öfter in die katholiſche Kirche gehen ſollen: dann würde Gott Ihnen einen ganz andern Sinn geſchenkt haben. Sieh, liebes Kind,“ fügte er dann zutraulich hinzu, denn er war ein Oeſterreicher, „wir müſſen gehn, wie man uns leitet; Gott hat den Menſchen Führer gegeben, denen müſſen wir folgen. Wir ſehn das ja klar an Sanct Paulus. Als er ſich bekehrte, wies ihm Gott den Ananias zu.“ Ich: Herzlich gern laſſe ich mich führen, nur daß man mich zu Jeſu hinführe und in Uebereinſtimmung mit

der heil. Schrift mich leite. Allein die heil. Schrift wird in Ihrer Kirche vernachläßigt und verworfen, wie ich leider mit Schmerz geſehen habe. Nachdem wir noch Mehreres mit einander geſprochen, wobei ſeinerſeits die Fragen nicht ausblieben: „Sind Sie Proteſtant? ſind Sie Prediger?“ ſagte er endlich: „Wiſſen Sie was, wenn es Ihnen um Wahrheit zu thun iſt, und Sie ein ernſtliches Verlangen haben, dieſelbe zu ſuchen, ſo will ich einen der Väter unſeres Ordens rufen — denn ich bin nur ein Bruder — der wird ſich näher mit Ihnen unterreden und Ihnen zurechthelfen.“ Ich antwortete ihm hierauf: ich ſuche die Wahrheit nicht mehr, ſondern habe ſie durch Gottes Gnade gefunden, und ich weiß, daß der Papſt und ſein Anhang von der Wahrheit fern ſind. Auf dieſe Erklärung hin konnte aus eine Unterredung nichts werden, ſo ſehr ich dieſelbe in mancher Hinſicht gewünſcht hätte. Ich verabſchiedete mich alſo und athmete freier auf, als ich mit den Söhnen des Alphonſus de Liguori nicht mehr unter Einem Dache war.

An einem andern Tage begegnete mir, als ich in der Stage durch die Straßen fuhr, eine Prozeſſion ſeltſam gekleideter Männer mit Stickereien und Verbrämungen auf ihren Kleidern, vor ſich Muſik und Fahnen, worauf allerlei, ſoll ich ſagen Sinnbilder oder Unſinnbilder, ſich befanden. Ich fragte einen neben mir Sitzenden: was für Leute ſind das? „Es ſind odd fellows!“ war die Antwort. Auf nachherige Erkundigung hörte ich über dieſe odd fellows oder „ſonderbare Brüder“ Mancherlei. Einige ſagten: es iſt bloß eine Geſellſchaft zu gemeinſamer Unterſtützung in Krankheits- und Todesfällen; mit Religion und Politik erklären ſie, nichts zu thun zu haben. Andre ſagten: wozu ihre geheimen Zeichen? wozu die geheimen Sitzungen, die ſie manchmal halten? Es ſind die Frei-

maurer in einer neuen unſchuldiger ſcheinenden Geſtalt. Die eigentlichen Freimaurer ſind vor einigen Jahren von der öffentlichen Meinung verworfen. Sie waren ſo zahlreich geworden, daß ſie auf die Wahlen den größten Einfluß ausübten. Da erhob ſich die öffentliche Stimme gegen ſie. Bei einer großen Abſtimmung in Pennſylvanien, wobei Massons und Antimassons ſich gegenüberſtanden, zogen die Erſtern den Kürzern. Jetzt treten ſie als odd fellows wieder auf. Männer, auf deren Urtheil ich Urſach habe, Gewicht zu legen, verſicherten mir, daß beſonders unter den Deutſchen die odd fellows viele Mitglieder zählten, und daß alle von ihnen Gewonnenen auf die Dauer für die Kirche verloren ſeien. Es iſt erſtaunend, wie dieſer Orden ſich ausbreitet. In Philadelphia weihten ſie laut den Zeitungen kürzlich eine prächtige Halle ein, wobei ihrer 5000 mit 20 Muſikbanden einen ſiebenſtündigen Aufzug durch die Stadt hielten.

Ueber die Deutſchen in Neu-York, deren Zahl man auf 50,000 anſchlägt, kann ich mich ſchwer entſchließen, viel zu ſagen. Es liegt leider am Tage, daß die hier aufgeſtandenen Vernunftprediger einen ungeheuren Anhang unter ihnen gefunden und furchtbaren Schaden angerichtet haben, daß die meiſten Deutſchen ſich zu gar keiner Kirche halten, hingegen in den Gewürzläden und Schenkſtuben (letztere ſind gewöhnlich mit erſtern verbunden) in großer Anzahl zu finden ſind, ſowohl als Inhaber wie als Beſucher derſelben. Ich könnte noch viel mehr ſagen, allein es iſt dies von Andern ſchon zur Genüge geſchehn. Falſch iſt es indeß, wenn man nach den Deutſchen in Neu-York, Philadelphia und Baltimore auch die Deutſchen im Innern des Landes beurtheilen will. Mit Letztern ſteht es offenbar beſſer, als wie mit Erſtern. Für die Predigt des

Evangeliums unter den Deutſchen in Neu-York geſchieht übrigens Vieles. Mit Einſchluß von Brooklyn, Williamsburg und Bloomingdale ſind acht deutſche evangeliſche Kirchen vorhanden, in denen das Wort Gottes verkündigt wird. Außerdem beſtehen noch drei deutſche Methodiſten-, eine Baptiſten und eine Episkopalkirche. Ich habe fünfmal in Neu-York gepredigt, einmal in der lutheriſchen Matthäuskirche, einmal in der reformirten Kirche in der Forſyth-Straße, einmal in einer Methodiſten-Kirche und zweimal in Williamsburg. Ich kann bezeugen, daß ich jedesmal ſo große Aufmerkſamkeit fand, wie man ſie in Deutſchland ſelten trifft. Daſſelbe habe ich von andern Predigern rühmen hören. Soll noch mehr geſchehn, als jetzt geſchieht, ſo würde dazu ein beſonderes Maaß geiſtiger Begabung erforderlich ſein.

Die Zahl der in dieſem Jahre in Neu-York angekommenen Deutſchen iſt größer als in irgend einem vorhergehenden Jahre. Sie betrug bis zum letzten Auguſt dieſes Jahres 34,169, worunter 14,831 über Havre, 6,246 über Bremen, 4,600 über Antwerpen, 4,033 über London, 2,153 über Hamburg. Nur allein an zwei Tagen, nämlich am 11. und 13. Auguſt, ſind zuſammen über 3,000 angekommen. Nimmt man nun in Betracht, daß alle im Auguſt und in den Herbſtmonaten abgefahrenen Schiffe noch nicht angekommen waren, ſowie, daß ſehr Viele in Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans landen, ſo ſtellt ſich die Zahl als ſehr groß heraus. Höchſt beklagenswerth iſt es, daß ein großer Theil dieſer Einwanderer in den erſten Tagen und Wochen nach ihrer Landung ſo getäuſcht und betrogen werden, und zwar hauptſächlich von ihren eigenen Landsleuten, namentlich von den deutſchen Wirthen und Mäklern in Neu-York und

Albany. Und doch könnten ſie dem ſo leicht entgehn, wenn ſie nur gleich nach ihrer Ankunft bei dem Agenten der deutſchen Geſellſchaft, Herrn Allſtädt, (Greenwich-ſtraße Nr. 95, ganz nah am Landungsplatze) ſich in Betreff der Weiterreiſe Raths erholen wollten. Herr Allſtädt ertheilt denſelben unentgeltlich und mit großer Bereitwilligkeit, wie ſein Amt dies mit ſich bringt und ſeine menſchenfreundliche Geſinnung ihn dazu antreibt. Ich brachte einige Stunden in ſeinem Büreau zu, ſah Scenen mit an und hörte den Erguß von Klagen, die mir in innerſter Seele weh thaten. Was war aber die Urſache? in ſehr vielen Fällen bloß die argloſe, oder vielmehr thörichte Hingebung an jene Betrüger. Ich bitte Alle, denen dies zu Geſicht kommt, die Auswanderer vor ihren betrügeriſchen Landsleuten (denn von den eigentlichen Amerikanern haben ſie viel weniger zu fürchten) zu warnen, ſie hingegen dem Agenten der deutſchen Geſellſchaft zuzuweiſen und ihnen zu rathen, daß ſie in den Seeſtädten ſich möglichſt kurz aufhalten, alsbald weiter ins Innere reiſen, und das Paſſage-Geld nicht für eine zu große Strecke zum Voraus bezahlen.

Am Montag Morgen, den 21. September verließ ich Neu-York, das mit ſeinen 400,000 oder mit Einſchluß von Brooklyn und Williamsburg nah an 500,000 Einwohnern in erſtaunlich raſcher Zunahme immer mehr zu einer der erſten Städte der Welt heranwächſt. Auf dem Dampfboote fuhr ich den Hudſon hinauf nach Albany, was 144 Meilen entfernt iſt. Die Fahrt war eine der ſchönſten Flußfahrten, die ich je gemacht. Der Hudſon erweitert ſich im untern Theile ſeines Laufes ſo, daß er einem langen, ſchmalen See ähnlich ſieht. Weiter aufwärts rücken die ihn einſchließenden Berge näher zuſammen,

und der Strom windet ſich oft durch enge Felſenpäſſe. Jenſeits Catskill ſieht man die Alleghany-Gebirge ſich zu einer Höhe von beinah 4000 Fuß erheben. Das mannigfaltige Grün, welches die Berge und Felſen umzieht, die lieblichen weißen Landhäuſer und kleinen Anſiedelungen, die ſich in den Schluchten erheben, ſind in jeder Hinſicht geeignet, dem Deutſchen, der zum erſten Male nordamerikaniſche Landſchaften ſieht, den Eindruck zu geben, daß die Ströme der neuen Welt, mit dem friſchen Leben auf ihnen und um ſie her, dem vaterländiſchen Rheine mit ſeinen altergrauen Burgen an Reiz nicht nachſtehen.

Nach einer Fahrt von etwa 9 Stunden kamen wir in Albany an. Von da nach Buffalo kann man entweder mit der Eiſenbahn in 24 Stunden oder auf dem Erie-Canal in 3—8 Tagen reiſen, nämlich in 3 Tagen per Paketboot, in 8 Tagen per Frachtſchiff (line-boat). Die Entfernung beträgt 363 Meilen, wofür man ſowohl auf dem Paketboot, wie auf dem zweiten Platz der Eiſenbahnwagen (deſſen Preis nur für Auswanderer ſo niedrig geſetzt iſt) 5 Dollars bezahlt. Ich erwählte das, von drei Pferden gezogene, Tag und Nacht vorwärts gehende, Paketboot, theils um die Gegend etwas zu ſehen, theils um durch den Verkehr mit meinen Reiſegefährten das amerikaniſche Leben etwas kennen zu lernen. Die Gegend bot zwar wenig Reize dar. Denn der Canal geht meiſt durch einen, weder ſchönen noch fruchtbaren Theil des Staates Neu-York. Doch erfreute mich ſchon der Anblick der herrlichen Platanen, Sumach- und Tulpenbäume um den Canal her, ſowie ſo mancher Blumen, die man in Deutſchland nur in den Gärten findet, wie die Goldruthe und die neuengliſche Aſter. Um ſo mehr erreichte ich meinen Zweck in Anſehung meiner Mitreiſenden. Dieſelben

waren mit Ausnahme Eines, nur eine kurze Strecke das Boot benutzenden Deutschen, sämmtlich Amerikaner. Ich fand sie durchaus nicht so unzugänglich und schweigsam, wie man häufig die Amerikaner schildert. Vielmehr kam ich mit Vielen von ihnen bald in einen angenehmen und lehrreichen Verkehr. Ich will versuchen, einige Züge desselben zu schildern.

Ein Methodistenprediger war auf dem Boote, der mir erzählte, er habe kürzlich an einer Lagerversammlung (camp-meeting) theilgenommen, wobei über 5000 Menschen versammelt gewesen und Manche erweckt worden seien. Er rühmte den Segen, den schon die mehrtägige Zurückziehung von dem weltlichen Treiben, der Aufenthalt in Gottes freier Natur, die alleinige Beschäftigung mit göttlichen Dingen hervorbringe, vor Allem aber, den die so reichliche und ernstliche Verkündigung des Wortes Gottes und die anhaltende Uebung des Gebets bewirke. Ich fragte ihn, ob nicht der Zufluß bloßer Neugieriger und sogar Feindseliger die Andacht bei den Lagerversammlungen zu sehr störe. Er erwiderte: dafür haben wir einen, oder, wenn wir es begehren, mehrere Constabler bei uns, welche keine Störung gestatten und in einer bedeutenden Entfernung um die Lagerversammlungen her alles Ausschenken geistiger Getränke, alles Kartenspielen, Rauchen ꝛc. verhindern; will Jemand ihren Weisungen nicht willig Folge leisten, so rufen sie Einige von uns zur Hülfe. Ich äußerte mein Bedenken, ob es wohlgethan sei, wenn Christen sich auf solche Weise Ruhe schafften. Hierauf sagte er: die Gesetze zwingen bei uns Niemanden zur Religion, verbieten aber jede Störung irgend einer Religionsübung; der Constabler steht da zur Vollziehung der Gesetze; kann er allein dieselbe nicht durchsetzen, so ruft er diejenigen

Bürger, welche grade in der Nähe ſind, zu Hülfe, und es iſt alsdann ihre Bürgerpflicht, dieſem Rufe zu folgen. (Nach den Grundſätzen des self-governement in Amerika gibt das Volk nicht nur die Geſetze, ſondern vollzieht ſie auch erforderlichen Falls. Ein Polizeidiener braucht, wenn Jemand ſeiner Weiſung nicht folgen oder einer Verhaftung ſich widerſetzen will, nur den Ruf ergehn zu laſſen: Gentleman, in the name of the United States, come and help me! und er hat Leute genug zur Hülfe, die dann für den Augenblick gleichſam ſelbſt als Polizeidiener zu betrachten ſind.) — Uebrigens erzählte mir ein anderer Methodiſt, der auf dem Boote war, ein ehrwürdiger alter Landmann, in ſeiner Gegend und weit um dieſelbe her, ſeien bereits ſeit mehreren Jahren keine Lagerverſammlungen mehr gehalten, weil man dieſelben nicht mehr ſo ſegenſtiftend gefunden habe, wie früher.

Eine ſeltſame Scene war es für mich, und mußte es für jeden neu hereinkommenden Deutſchen ſein, als der Methodiſtenprediger ſich unten in die Kajüte hinſetzte und dort drei Lieder abſang, eins über Elias Himmelfahrt, eins über Gelindigkeit und Verſöhnlichkeit nach Jeſu Vorbilde, eins über die Geſchichte einer armen Familie, welcher auf ihr Gebet menſchenfreundliche Hülfe zu Theil wurde. Als der Geſang zu Ende war, bot er die drei Lieder gedruckt zum Verkaufe an und nahm dafür mehrere Sixpence-Stücke (2½ Sgr.) in Empfang. Gegen Abend veranſtaltete er einen Gottesdienſt. Es wurde angekündigt der Ehrwürdige G. wolle eine Rede halten. Darauf verſammelte ſich Alles in der Kajütte. Es wurden einige Verſe geſungen, dann knieete der Prediger nieder und betete warm und herzlich um Gottes Segen zu unſerer Erbauung, ſowie zur weitern Reiſe unſeres Schiffes. Er

gedachte in ſeinem Gebete insbeſondere der Schiffmannſchaft und des jungen Capitäns, der ſo bereitwillig die Erlaubniß zu dieſem Gottesdienſte ertheilt habe. Dann verlas er den Text: was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele? — Bei Auslegung dieſes Wortes verbreitete er ſich ausführlich über die Würde des Menſchen, und gerieth dabei in Auseinanderſetzungen des Unterſchieds zwiſchen Geiſt und Materie und der unendlichen Erhabenheit des erſtern über die letztere. Auch führte er die philoſophiſchen Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele an, namentlich das hervorhebend, es ſei undenkbar, daß der Menſchengeiſt, der die Bahnen der Sternen meſſe, der ſchneller wie das Licht in die fernſten Fernen ſich verſetze, beſtimmt ſein könne, wieder in nichts zu vergehn. Dieſer ganze erſte Theil der Predigt war der Art, daß manche rationaliſtiſche Gemeinde in Deutſchland ihn als Meiſterſtück der Beredtſamkeit geprieſen und verſichert haben würde, ſich ſehr daran erbaut zu haben. Allein ihr Urtheil würde ſich beim zweiten Theile völlig umgeändert haben. Denn der Redner ſprang plötzlich dazu über: „was wird es werden, wenn der Menſch ſeine ſo koſtbare Seele verloren gehen läßt? in die Hölle kommt er!“ Das Wort „Hölle“ ward nun zu wiederholten Malen mit ſo lauter, ſchneidender Stimme ausgeſprochen, daß es durch Mark und Bein dringen mußte. Nur ganz kurz ward zum Schluſſe geſagt, wie man der Hölle entfliehen könne. Ich bemerke hiebei, daß ich durchgehends in den amerikaniſchen Predigten, nicht nur bei den Methodiſten, ſondern auch bei andern Religionsparteien, mehr den Ernſt, als die Güte Gottes, mehr ſeine Drohungen als ſeine Verheißungen, mehr unſere große Verantwortlichkeit in An-

ſehung unſeres ganzen Lebens und jedes einzelnen Lebens-tages habe ſchildern hören, als wie die, den Chriſten zugleich treibende und belebende Liebe des Herrn. „Das iſt keine evangeliſche Art!“ wird dieſer und jener meiner Leſer ſagen. Ich erwidere: das mag wohl ſein. Aber iſt wohl der weichliche, ſchwächliche, nicht wehthuende, aber auch nicht wohlthuende, von der Liebe Gottes, aber nicht von dem Zorn ſeiner Liebe redende Predigtton, den in Deutſchland manche als den evangeliſchen bezeichnen — der Ton des Predigers auf dem Berge, oder ſeiner, die Mitſchuld am Kreuzesblute verkündigenden Apoſtel? —

Einige unerfreuliche Unterredungen hatte ich mit einem jungen Manne von angenehmem Aeußern, den ich über verſchiedene Gegenſtände des äußern Lebens ſehr verſtändig reden hörte. Ich miſchte mich in das Geſpräch und es kam bald auf die Religion. Da äußerte dieſer junge Mann, er habe mehrere Prieſterzöglinge zu Cincinnati und Vincennes kennen gelernt und an ihnen ſehr achtbare, tüchtige Leute gefunden, überhaupt ſei vieles Gute in der römiſchen Kirche, das Faſtengebot z. B. habe einen ſehr vernünftigen Zweck; im Winter habe der Menſch zu wenig Bewegung, es erzeugten ſich unreine Säfte im Körper, da ſei es denn ſehr heilſam, im Frühjahr zu faſten, damit zugleich der Körper gereinigt und der Geiſt in eine gehobene Stimmung gebracht werde. „That is all moonshine!“ (Das Alles iſt Mondſchein, d. h. Phantaſie) rief lachend ein Amerikaner aus, der dies mit anhörte. Ich ſuchte den Vertheidiger des Katholicismus mit Gründen zu widerlegen und hielt ihm vor, wie die römiſche Kirche zur einen Zeit das Faſten geböte, zur andern alle Luſtbarkeiten und Fleiſcheslüſte freigäbe. Allein ich hörte mit Bedauern, daß er dieſe Dinge in Schutz nahm.

Dabei erwähnte er, er sei vier Jahre lang Methodist gewesen, allein dies sei seine Sache nicht mehr. Am folgenden Tage näherte ich mich ihm wieder, da die letztere Aeußerung mein herzliches Mitleiden erregt hatte. Er stimmte sofort einen leichtsinnigen Ton an und fragte mich, warum ich keine Reisegefährtin bei mir habe. Ich will Ihnen die Ursache davon sagen, erwiderte ich, wenn Sie mir zuvor gesagt haben werden, warum Sie die Methodisten verlassen haben. Er: „Sie wollten mir verbieten, zu tanzen, zu spielen und ins Schauspiel zu gehn, und ich wollte mir das nicht verbieten lassen. Das war der eine Grund, und der andere war, daß ihre Lehre gegen meine Vernunft war. Denn ich konnte nicht mehr glauben, daß eine so furchtbare Bestrafung nach dem Tode unser warte." Ich: wenn Sie das nicht glauben wollen, so werden Sie es selbst erfahren; es thut mir weh, daß ich dies fürchten muß; allein, wenn Sie morgen über den Erie-See fahren und ich sollte nachher hören, daß Ihr Schiff untergegangen sei, was Anders könnte ich dann von Ihrem Schicksal erwarten, als das Hingehn an den Ort der ewigen Finsterniß!" Ich fragte ihn hierauf, wie er Methodist geworden sei? Er: „ich war ein zwölfjähriger Knabe und spielte gern mit Knickern; da hörte ich in einer Predigt, Spielen sei Sünde, und hielt mich nun für den größten Sünder den es gebe; so wurde ich Methodist." Ich: der heilige Geist, der Ihnen dies zur Sünde machte, hat nicht sowohl Ihre Kinderspiele an sich, als den Gottes vergessenden Sinn, womit Sie dieselben treiben, Ihnen zur Sünde gemacht; und haben Sie nicht, als Sie diesen Dingen entsagten, sich glücklicher gefühlt, als wie Sie zuvor waren und glücklicher, als wie Sie jetzt sind? Er: „ich werde nie wieder das Glück genießen, das ich als Methodist in

meinem Innern fühlte.“ Ich: wollen Sie dies Glück nicht wiederſuchen? Er: „das kann ich nicht! Meine Vernunft leidet es nicht!“ Er zeigte ſich hierauf unerſchöpflich in liſtigen und bittern Angriffen gegen das Chriſtenthum, die mit loſen, frechen Reden untermiſcht waren. Wie zerrüttet und traurig iſt doch der Zuſtand ſolcher Abgefallenen!

Einem Mitreiſenden erzählte ich von dem Fortgange der Mäßigkeitsſache in Deutſchland. Hierauf fragte er: „wird nicht in Deutſchland die Ewigkeit der Höllenſtrafen von den meiſten Theologen geläugnet?“ Ich: von Denjenigen, die an der heiligen Schrift und dem Bekenntniß ihrer Kirche halten, wird ſie nicht geläugnet! Er: „es iſt dies in unſern Blättern manchmal behauptet worden, und ich habe gedacht, das müſſe für das Gedeihen der Mäßigkeitsſache und aller andern menſchenfreundlichen Unternehmungen förderlich ſein; denn wenn man die Menſchen nicht durch die Furcht, ſondern nur durch vernünftiges, liebevolles Zureden zu gewinnen ſucht, ſo bringt man ſie am weiteſten.“ Ich: in ſolchen Gegenden Deutſchlands, wo man an einen Zorn Gottes nicht mehr glaubt, wird Ihre Anſicht durch die That widerlegt, daß dort von chriſtlicher Liebesthätigkeit wenig zu rühmen iſt. Er gab ſich nun kund als Univerſaliſt, erzählte von einer kürzlich gehaltenen großen Verſammlung ihrer Partei; von den großen Fortſchritten derſelben und von ihren Bemühungen zur Abſchaffung der Todesſtrafe, der Sclaverei und der Unmäßigkeit, während ſo viele Prediger und Glieder anderer Kirchenparteien bloß über Lehrmeinungen predigten und für menſchenfreundliche Zwecke nichts thäten. Er ſagte: „wir nehmen Leute der verſchiedenſten Anſichten in unſere Gemeinſchaft auf, wenn ſie nur in der Einen großen Wahrheit übereinſtimmen, daß der Gott der Liebe endlich

Alle selig macht. Ich für meinen Theil glaube gleich den meisten Universalisten an gar keine Bestrafung nach dem Tode, da die Sünde nur im Körper wohnt und mit dem Körper von selbst aufhört. Tugendhaft muß der Mensch sein aus reiner Liebe zum Guten, und weil die Sünde den Menschen schon in diesem Leben unglücklich macht. Denn jede Sünde ist die Uebertretung eines göttlichen Gesetzes, und trägt ihre Strafe in sich selber. Manche von uns glauben zwar noch an eine Bestrafung nach dem Tode auf eine Zeitlang, (limited punishment) allein diese bilden bei Weitem die Minderzahl." Ich bemerke hiezu, daß früherhin die Letztern die Mehrzahl bildeten. Allein es ist beim Universalismus offenbar geworden, daß die Vernunft Diejenigen, die ihr folgen, am Ende zur handgreiflichen Unvernunft führt. Denn wahrhaft unvernünftig ist es zu lesen und zu glauben, daß der Wollüstling, der Lügner und der Dieb, die in demselben Sturme auf demselben Schiffe mit einem Gläubigen und Frommen untergehn, mit ihm an denselben Ort kommen sollen. Der Kampf für Abschaffung der Todesstrafe wird allerdings von keiner Kirchenpartei als von den Universalisten geführt, wiewohl auch manche einzelne Mitglieder anderer Kirchenparteien daran Theil nehmen. Gegen Sclaverei und Unmäßigkeit haben indeß die Andern weit mehr gethan, als die Universalisten, welche, wie sich von ihrer Lehre erwarten läßt, weltliche und zum Theil lasterhafte Leute, und zwar meist aus den geringeren Ständen in ihren Reihen zählen. Sie nehmen in der That sehr zu, und zählen jetzt in den Vereinigten Staaten und Canada zusammen schon 1200 Prediger. Die Unitarier hingegen, welche in Neuengland, besonders in Boston, vor mehreren Jahren großen Eingang fanden, kommen neuerlich in Abnahme.

Ich bedauere, manche andere Unterredungen, die von erfreulicherem Inhalte waren als die eben mitgetheilte, nicht wiedergeben zu können. Es ſcheint mir, daß man nirgendwo ſo leicht ein anziehendes Geſpräch anknüpfen kann, als wie in dieſem Lande. Wo irgend auf einem Schiffe oder in einem Gaſthauſe zwei Leute ein Geſpräch über Religion oder Politik, über die Rechtmäßigkeit des Krieges überhaupt und des jetziges Krieges gegen Mexiko ins Beſondere, über Sclaverei, Unmäßigkeit ꝛc. hineinkommen, da können ſie ſicher ſein, alsbald eine große Zahl Zuhörer und Theilnehmer um ſich her zu haben. Dabei wird Jeder ſo lange angehört, bis er ausgeſprochen hat, ſo daß kein Durcheinanderreden entſteht. Sehr erleichtert wird dieſer gegenſeitige Austauſch durch den Umſtand, daß hier keine Abſtufung der Stände ſtattfindet. Nicht nur der Unterſchied zwiſchen Adeligen und Bürgerlichen, ſondern auch der zwiſchen Gebildeten und Ungebildeten fällt in Amerika weg. Gleichwie hier Jedermann ein Gentleman iſt und man keine Geſellſchaft antreffen kann, die nicht darauf Anſpruch macht, mit „Ladies and gentlemen!“ angeredet zu werden: ſo macht auch Jeder darauf Anſpruch, ein Mann von Bildung (a man of education) zu ſein. Man findet freilich nicht ſo viele Gelehrte wie in Deutſchland. Dafür ſind aber die Elemente und die praktiſchen Reſultate der verſchiedenen Wiſſenſchaften in einem Grade Gemeingut geworden wie dies in Deutſchland nicht der Fall iſt. Schön iſt es wie die Meiſten ſich fortwährend weiter zu bilden ſuchen. Auf den Schiffen ſieht man ſie, wenn nicht grade ein intereſſantes Geſpräch ſie in Anſpruch nimmt, durchgehends mit einem Buche beſchäftigt. In den Gaſthäuſern, an den Landungsplätzen der Schiffe und an den Eiſenbahnen ſieht

man Knaben mit Körben voll Bücher ſtehn, welche ſie zum Verkauf anbieten. Zum Theil ſind es größere Werke, der Bequemlichkeit wegen in Hefte abgetheilt. Da kauft denn ein Reiſender — und als Reiſende kann man die meiſten Amerikaner beiderlei Geſchlechts betrachten — ein oder zwei Hefte, lieſt ſie während ſeiner Reiſe durch, verkauft ſie dann wieder und ſchafft ſich die folgenden Hefte an. Auf dieſem Wege, ſowie durch das Leſen der vielen Pfennig-Magazine und Zeitungen, welche über alle möglichen Dinge Belehrung geben, werden, zwar nicht ſo gründliche, aber dafür deſto umfaſſendere Kenntniſſe hier verbreitet.

Man wirft den Amerikanern häufig vor, ſie ſeien proſaiſch, hätten für höhere Intereſſen keinen Sinn. Es mag ſein, daß ein tieferes Verſenken in die Natur, ein gemüthlicher Genuß der ruhigern Lebensfreuden, die Anhänglichkeit an die Fluren und Berge der Heimath und ſo manches Andere des Amerikaners Sache nicht iſt. Faſt jede Stadt in den Vereinigten Staaten iſt binnen zehn, höchſtens zwanzig Jahren, völlig umgeſtaltet, ſo daß ſie in vielen Fällen gar nicht mehr wieder zu erkennen iſt. Da kann denn freilich einem Amerikaner an ſeiner Vaterſtadt nicht ſoviel liegen. Allein deſto mehr liegt ihm an ſeinem Vaterlande, welches durchgehends von ſeinen Bewohnern als das glücklichſte, ja als das einzig freie und glückliche Land der Erde betrachtet wird. Dies geſchieht nicht ſelten mit einem ſo großen Selbſtgefühl, daß der Fremde ſich dadurch verletzt fühlt. Ein ſchöner Zug in dieſem Nationalgefühl iſt indeß der des gemeinſamen Bewußtſeins der Nationalſünden. Daß die Vereinigten Staaten durch ihre Behandlung der Indianer und der Neger eine ſchwere Schuld auf ſich geladen haben, hörte

ich nicht nur von Chriſten, ſondern auch von vielen Andern anerkennen und beklagen. Wenn ferner der Amerikaner die Natur nicht ſo genießt wie der Deutſche, ſo ſucht er ſie um ſo mehr ſich zu unterwerfen, und fliegt nicht nur mit der Idee, ſondern eilt reiſend und umherziehend über die großen Ströme und Seen ſeines Vaterlandes mit einer Schnelligkeit dahin, die man in Deutſchland nicht kennt. Und wo die Natur ihm eine ſchnelle Verbindung nicht gewährt, da ſchafft er ſie. Hievon iſt namentlich der große Erie-Canal ein Beiſpiel, der den Hudſon-Strom mit dem Erie-See verbindet. Ich konnte mich nicht genug wundern über dieſe Menge von Schleuſen, durch welche er führt. Bei Lockport kamen wir durch fünf nach einander, vermittelſt welcher der Canal ſich um 70 Fuß erhebt. Es iſt dies freilich das großartigſte Werk der Art in den Vereinigten Staaten. Viele hundert Schiffe begegneten uns. Jedes paſſirt die zahlloſen Schleuſen mit einer Leichtigkeit, die in Erſtaunen ſetzt, ohne die Hülfe eines Schleuſenwärters zu gebrauchen, mit Ausnahme der Schleuſen von Lockport. Wundern mußte ich mich auch über die Geſchicklichkeit, womit alle Paſſagiere unſeres Paketboots gebettet wurden. Es waren unſer 60 bis 80. Der Raum der Kajüte war nicht ſo ſehr groß. Ich begriff daher nicht, wie man das uns gegebene Verſprechen löſen wolle, Jeder ſolle ſein eigenes Bett haben. Und doch geſchah es. Abends 10 Uhr wurden an eiſernen Hacken, die ſich an der Decke befanden, Bettläden aufgehängt, je drei übereinander. Eine jede enthielt zwar nichts Anderes, als eine ſehr dünne Matratze und eine dünne Decke. Allein bei der Wärme, die in der Kajüte war, genügte dies, und ich ſchlief ganz gut auf dieſem ungewohnten Lager. Doch genug hiervon.

Am Abend des 25. September kam ich in Buffalo an und kehrte dort in einem Mäßigkeitsgaſthof (Temperance-house) ein, wie ich auch unterwegs zu Troy bei Albany ſchon gethan hatte. Zu meiner Freude fand ich neben den politiſchen und Mäßigkeits-Zeitungen auch die Bibel nebſt Tractaten auf dem Tiſche liegen. Ich rathe Jedem, der in Amerika reiſt, wenn er einigermaßen engliſch ſpricht, in den Mäßigkeitsgaſthäuſern zu logiren. Man findet dieſelben in jeder Stadt. Es iſt dort ſowohl am beſten als am wohlfeilſten, und man kann auf freundliche Behandlung, ſo wie auf gute Geſellſchaft mit ziemlicher Sicherheit rechnen. Gut wäre es, wenn man auch in Deutſchland eine ſolche Einrichtung hätte. — Am folgenden Morgen fuhr ich in einem Dampfboot den Niagara-Strom hinab. Nach zweiſtündiger Fahrt kam ich in Chippeway an, ging von da zu Lande noch etwas weiter und ſah dann den herrlichen, großen Niagara-Fall. Daß Gott dieſen Anblick mir gewährt hat, dafür werde ich mich ihm zu bleibendem Danke verbunden fühlen. Die Indianer ſagen mit vollem Rechte, im Donner dieſes Falles ſpräche der große Geiſt zu ſeinen Kindern. Der Orte, wo man die Stimme Gottes aus dem Wirken der Schöpfung ſo laut und gewaltig vernimmt wie hier, ſind gewiß auf der ganzen Erde nur wenige.

Der Niagara iſt der Ausfluß des Erie-Sees, oder vielmehr der vereinigten Gewäſſer des Obern-, des Michigan-, des Huron- und des Erie-Sees nebſt den zahlloſen Strömen und Flüſſen, welche in dieſe großen Süßwaſſer-Seen ſich ergießen. Etwas oberhalb des Falles bildet er eine anmuthige, waldbedeckte Inſel, Goat Island genannt, und die zwei Arme des Fluſſes, welche dieſe Inſel einſchließen, bilden zwei getrennte Fälle. Der weſt-

liche, größere Arm bildet den ſogenannten Halbmond- oder Hufeiſenfall (Horseshoe-Falls), von ſeiner Geſtalt ſo genannt, von 158 Fuß Tiefe. Der öſtliche Arm bildet einen, weniger breiten, aber dafür etwas tiefern Fall. Ich ſah beide Fälle erſt von der canadiſchen, dann von der amerikaniſchen Seite, dann von Goat Island aus. Zu ſchildern was ich geſehen habe, dazu fühle ich mich in der That unfähig. Schon die Stromſchnellen etwas oberhalb des Falles mit ihrem weißen Schaume, ihrem lauten Brauſen machen einen großartigen Eindruck. Sieht man dann aber den Fall ſelber, ſo wird das Ohr wie betäubt durch den gewaltigen Donner, das Auge wie geblendet beim Blick auf die Wucht der herniederſtürzenden Fluthen und die Wolken des aufſteigenden Nebels. Man bedarf längerer Zeit, um wieder zu ſich ſelbſt zu kommen und mit ruhigern Sinnen das ganze zu überſehen. Man blickt verwundert die ungeheuren Felsblöcke an, auf welche das Waſſer ſtürzt, und möchte ſie fragen: zerſchellt ihr nicht? könnt ihr dieſer Gewalt widerſtehen? Denn der Schall iſt ſo, als ob der Sturz zu den tiefſten Gründen der Erde hinabdränge. Dazu kommt, daß das hinabgeſtürzte Waſſer zum Theil in Geſtalt dichter Nebel wieder emporſteigt, die, wenn der Wind ſie grade auftreibt, Alles umher durchnäſſen. Wenn aber die Sonne oder der Mond hineinſcheint, ſo bildet ſich davon ein Regenbogen mit den hellſten, ſchönſten Farben. Die Ufer des Stroms ſind an beiden Seiten mit mannigfaltigem, lieblichen Grün umgeben. Beſonders Goat Island nebſt den, um daſſelbe liegenden, kleinern Inſeln iſt ganz von amerikaniſchen Eichen und Cedern (Thuga occidentalis, in Deutſchland Lebensbaum genannt) bedeckt, um welche wilde Weinreben in maleriſchen Formen ſich winden. Das Auge wird

nicht müde, dieſe ganze Scene anzuſehen, um ſo mehr da ſie ſich von den verſchiedenen Standpunkten oberhalb und unterhalb der Fälle ganz verſchieden geſtaltet. Das Ohr horcht gern immer wieder dieſem Donner und Gebrauſe. Ich wurde dadurch lebhaft an die Beſchreibung des Herrn in ſeiner Herrlichkeit erinnert, von dem es heißt: ſeine Stimme iſt wie großes Waſſerrauſchen! Wie vor dem Fall und Schall des Niagara jeder andre Ton ungehört bleibt, ſo wird einmal vor dem gewaltigen Rauſchen der Stimme des Herrn jeder Laut des Unglaubens und der Feindſchaft gegen ihn verſtummen müſſen. Wohl dann Denen, die hier zu der ſanften Stimme ihres Heilandes das Ohr neigten, daß ſie vor dem mächtigen Rauſchen ſeines Richterſpruchs als ſeine Erlöſeten freudig ſtehen können.

O wie gern hätte ich ſo manche meiner Freunde, deren Herz für ſolche Eindrücke empfänglich iſt, bei mir gehabt am Niagara, um dieſen Anblick mit genießen zu können. Wie unbedeutend erſchienen mir dagegen alle Waſſerfälle, die ich früher geſehn! Selbſt der kleinere, öſtliche Arm des Niagara iſt ungleich größer, als der Rhein bei Schaffhauſen. Man gibt ſeine Breite auf $^1/_6$ engliſche Meile an, die des größern auf $^1/_3$ Meile, wenn man von einem Ende zum andern grade durchmißt; die Krümmung aber mitgerechnet, iſt er $^3/_4$ engl. Meilen breit. Unterhalb des Falles fließt der ſchöne hellgrüne Strom mit ſo klarem Waſſer, wie ich es nur in den Alpenſtrömen gefunden, durch die ihn umgebenden hohen Felswände hin, bildet noch einen mächtigen Wirbel und mehrere Stromſchnellen, und erreicht dann den Ontario-See. Aus dieſem wieder hervorſtrömend, geht er unter dem Namen „St. Lorenz-Strom" zum Meere.

Nachdem ich am Halbmondfalle mich längere Zeit aufgehalten hatte, sah ich einen jungen Neger stehen, in die Betrachtung des Falles versenkt. Ich redete ihn an und erinnerte ihn an die Stimme, die wie großes Wasserrauschen am jüngsten Tage ertönen werde. Dann fragte ich ihn, woher er stamme. „Aus Virginien," sagte er, „bis zum siebenzehnten Jahre meines Lebens war ich Sclave. Dann entfloh ich und wurde frei. Mein Herr stellte mir nach, allein mehrere Abolitionisten leisteten mir Vorschub, wofür freilich Einer von ihnen 200 Dollars Strafe bezahlen mußte." Auf meine Frage, ob der Zustand der Sclaven in den südlichen Staaten wirklich so schlimm sei, machte er eine ergreifende Schilderung von den Gräueln, die man zur Schande der Menschheit und zur Schande der Vereinigten Staaten dort noch immer begeht: wie man Mann und Weib, Eltern und Kinder auseinander reißt, um den Einen hiehin, den Andern dorthin zu verkaufen; wie man den Unterricht der Neger im Lesen und Schreiben bei schwerer Strafe verbietet; den Unterricht im Christenthum oft auf die Einschärfung des Gebots beschränkt: ihr Knechte seid gehorsam eurem leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern; wie auf geringe Vergehn, vollends auf einen Versuch zur Flucht, die härteste Züchtigung nebst Waschung der Wunden mit Essig folgt; wie, wenn eine Weiße aussagt, ein Neger habe sie ungeziemend angeblickt, er sogleich bestraft oder anders wohin verkauft wird, wenn dagegen eine Negerin die Hand gegen einen Weißen erhebt, vielleicht zur Vertheidigung ihrer Unschuld, harte Strafe auf sie wartet ꝛc. Er klagte mir ferner, wie selbst in den nördlichen freien Staaten die Menschenrechte der Neger so wenig anerkannt werden, daß in vielen Gasthäusern und Dampfschiffen, vornehmlich aus Rücksicht auf die Rei-

ſenden aus den ſüdlichen Staaten, ihnen nicht geſtattet wird, in demſelben Raum mit den Weißen zu ſein. Er ſchilderte mir die Schwierigkeit der Flucht, und wie gleichwohl viele tauſend entflohene Neger jetzt in den freien Staaten und in Canada zu finden ſeien. Ich fühlte mich tief bewegt durch dieſe Mittheilungen des jungen Negers und durch ſein offenes, zutrauliches, ungeachtet aller ausgeſtandenen Leiden ſo fröhliches Weſen. Ich reichte ihm beim Abſchiede die Hand und ſagte: „mein Freund! beten Sie nebſt andern freigewordenen Negern nur recht für Ihre Brüder in den Sclavenſtaaten! Dann wird Gott die Zeit der Erlöſung endlich kommen laſſen! Die Maßregeln der Abolitioniſten haben bis jetzt ſich als fruchtlos erwieſen. Aber was die Menſchen auf ihren Wegen nicht erreichen konnten, das wird Gott auf ſeinen Wegen dennoch zu erreichen wiſſen!“ Ja, die Zeit der Erlöſung wird kommen für dies arme Volk. Sollte nicht das ſanfte Wehen des Geiſtes Gottes die Herzen der Sclavenbeſitzer noch zur Freigebung ihrer Sclaven treiben: ſo wird das Sturmesbrauſen der göttlichen Gerichte über ſie hereinbrechen. Wenn ſie die Neger nicht zu Mitbürgern erheben und an ihrer Seite das Gute des Landes eſſen laſſen wollen: ſo wird es noch dazu kommen, daß die Neger die Herren des Landes werden und die jetzigen Herren ihm den Rücken kehren müſſen. Gott, der da hat von Einem Blute aller Menſchen Geſchlechter entſtehen laſſen, wird nicht zugeben, daß ein Theil ſeiner Menſchenkinder von dem andern auf immer in den Staub getreten werde.

Am 27. September, Sonntag Morgens, ging ich vom Niagara-Fall zu einer Niederlaſſung der Tuscarora-Indianer, welche zwei Stunden entfernt iſt. Der Miſſionar daſelbſt nahm mich freundlich auf und führte mich zur

Kirche. Zum erſten Male in meinem Leben hatte ich hier die Freude, dem Gottesdienſt einer Gemeinde aus den Heiden beizuwohnen. Es wurde aus einem Geſangbuche geſungen, das in der Mohawk-Sprache abgefaßt iſt, weil dieſe der Sprache der Tuscarora's am meiſten gleich kommt. Der Geſang war ungemein ſanft und wohltönend, dazu mehrſtimmig. Was mich am meiſten wunderte, war, daß ſehr wohl ausgeführte Fugen darin vorkamen. Ich hörte nachher, daß die Indianer wegen ihrer Liebe und ihres Geſchicks zum Geſange berühmt ſeien. Der Miſſionar predigte in engliſcher Sprache über die Stelle: die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit, eine Reue, die Niemanden gereuet. Der erſte Häuptling des Stammes ſtand neben ihm und überſetzte ſeine Worte Satz für Satz in die Tuscarora-Sprache. Er war ein Mann von ſchönen, ausdrucksvollen Zügen. Die Geberden, womit er ſeine Rede begleitete, ſowie die Modulation ſeiner Stimme, bewirkten, daß ich den Inhalt der Rede des Miſſionars plaſtiſch dargeſtellt zu ſehen glaubte. Was er ſagte, war allemal viel länger, als was der Miſſionar ſagte, vielleicht, weil er es umſchrieb und erläuterte, vielleicht auch nur in Folge der großen Sylbenzahl der indianiſchen Worte. Als die Predigt zu Ende war, hielt ich noch eine kurze Anſprache auf Engliſch, die der Dolmetſcher ebenfalls überſetzte. Ich ſagte unter Anderm: „ich komme aus Deutſchland, von wo vor hundert Jahren ſo viele Miſſionare der Brüdergemeine zu Eurem Volke kamen. Gott hat es geſchehen laſſen, daß ihr geſegnetes Werk durch die Bosheit der Menſchen und die Kriege zwiſchen den Indianern und Weißen wieder zerfiel. Gleichwohl beten noch immer die Chriſten in Deutſchland für die Bekehrung Eures Volkes. Sie fühlen, was alle beſſern Amerikaner ebenfalls fühlen,

einen, tiefen Schmerz darüber, daß Eure Stämme so klein geworden und so zerſtreut ſind, und beten zu Gott, daß die Uebriggebliebenen noch errettet werden mögen." Sowohl während meiner Anſprache, als wie vorher während der Predigt des Miſſionars ſaßen die Indianer da ſo unbeweglich und ausdruckslos wie Bildſäulen, ohne daß irgend ein Gefühl der Theilnahme an dem zu ihnen Geredeten auf ihren Geſichtern ſich ausprägte. Der Miſſionar ſagte mir indeß, unter dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit verberge ſich große Aufmerkſamkeit. Bekanntlich ſetzen ſie eine Ehre darin, alle Gefühle zu verbergen. Selbſt wenn in einem Kriege ihre Häuptlinge eine Rede halten, welche geeignet iſt, ihre ganze Kriegsluſt zu entflammen, hören ſie dennoch ſcheinbar empfindungslos zu, bis am Schluſſe das laute Kriegsgeſchrei als Antwort ertönt. — Dieſe Niederlaſſung der Toscarora's zählt nur 250 Seelen. Zwei andre Niederlaſſungen des Stammes zählen zuſammen eben ſo viel. So gering iſt der Ueberreſt dieſes, einſt viele tauſend Krieger zählenden Stammes. Fürwahr, ſchmerzlich iſt es, über das Schickſal dieſer Stämme nachzudenken. Es iſt, als laſtete ein verborgenes Gericht Gottes auf ihnen, und doch läßt ſich ſo ſchwer ſagen, wodurch ſie dieſen Fluch auf ſich herabgezogen haben.

Nachdem ich noch dem Nachmittagsgottesdienſte beigewohnt und von der Höhe, auf der dieſe Niederlaſſung liegt, auf die blaue Fläche des Ontario-Sees hingeblickt hatte, kehrte ich nach dem Niagara-Fall zurück und wohnte dort noch einer Gebetsverſammlung in der presbyterianiſchen Kirche bei, worin ich ebenfalls auf Anſuchen des Predigers eine Anſprache halten mußte. Nach derſelben betete der Prediger ſehr herzlich für die in dies Land kommenden Deutſchen, und daß der Herr die amerikaniſchen Kirchen

läutern und reinigen möchte, damit sie diesen Fremdlingen nicht zum Anstoß, sondern zum Segen gereichten. Es ist etwas sehr Schönes um diese Gebetsversammlungen, wo von den erfahrenern, gefördetern Mitgliedern der Gemeine mehrere nacheinander dem Herrn die Anliegen ihrer Gemeine sowie der Kirche überhaupt vortragen. Was der Eine ausläßt und vergißt, das holt der Andere nach. Dazwischen wird gesungen. Den Schluß bildet gewöhnlich die schöne, feierliche Doxologie: Praise God, from whom all blessings flow! — Ach, finge man auch in Deutschland einmal an, solche Gebetsversammlungen zu halten.

Unter dem gastfreundlichen Dache des presbyterianischen Predigers brachte ich den Sonntag Abend und Montag Morgen sehr angenehm zu. Er ist aus Neuengland zu Hause und erzählte mir viel von dem dort erwachenden Eifer für deutsche Theologie und deutsche Wissenschaft überhaupt. Er sagte, deutsche theologische Werke würden jetzt viel ins Englische übersetzt, und nicht wenige Prediger wie auch andre Gebildete lernten selbst deutsch. Am Montag Mittag kehrte ich, nachdem ich noch einmal den Niagara-Fall betrachtet und an dem schönen Regenbogen über demselben mich erfreut hatte, mit der Eisenbahn nach Buffalo zurück. In dieser rasch aufblühenden Stadt von etwa 30,000 Einwohnern wohnen über 10,000 Deutsche, und zwar meistens in dem vom Landungsplatze weiter entfernten Theil der Stadt bei einander. Es bestehen unter ihnen sechs protestantische Gemeinen, wovon zwei aus Altlutheranern bestehen. Der bekannte Prediger Grabau wirkt hier noch in demselben Geiste wie früherhin. Ich besuchte den Prediger Soldan, Präsidenten der neugebildeten bis jetzt nur noch aus sieben Predigern bestehenden Synode, welche sich den Namen gegeben hat: „deutsche

vereinigt-evangeliſche Synode von Nordamerika." In ihren Statuten heißt es: „Die Mitglieder der Synode halten an dem Weſentlichen der Symbole beider Confeſſionen feſt, d. h. ſie bekennen ſich zur heiligen Schrift A. und N. Teſtaments als dem geoffenbarten Worte Gottes und der alleinigen Quelle und Richtſchnur ihres Glaubens an die in Chriſto geſchehene Verſöhnung und Erlöſung, während ſie ſich in der Auslegung auf das Apoſtoliſche Glaubensbekenntniß ſtützen." So ſehr ich nach wie vor für die Bildung Vereinigter Gemeinden und Synoden in Nordamerika bin, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil hier an vielen Orten Lutheriſche und Reformirte zwar in hinreichender Anzahl bei einander wohnen, um Eine Gemeinde aus ihnen bilden zu können, aber nicht in hinreichender Zahl zur Bildung von zwei Gemeinden: ſo zweifle ich dennoch ſehr, ob dieſe Synode von Dauer ſein und unter dem Segen Gottes beſtehen wird.

Am Montag Abend ſieben Uhr beſtieg ich das Dampfboot Niagara, um über den Erie-See nach Detroit zu fahren (300 Meilen weit). Ich konnte mich nicht genug über die Größe dieſes Dampfſchiffs verwundern. Es ſoll 240 Fuß lang ſein und führte gegen 400 Paſſagiere. Darunter waren weit über 100 Kajüten-Paſſagiere, wovon je zwei und zwei ein kleines, nettes Gemach mit zwei Betten erhielten. Auch für die Steeridge-Paſſagiere ſind Betten vorhanden, aber weil diesmal ihre Zahl ſo ſehr groß war, ſo mußten viele von ihnen ſich zwiſchen den Kiſten und Koffern ein Lager bereiten. Es iſt ein maleriſcher Anblick, am Abend zwiſchen durch zu gehn, und die mancherlei Stellungen dieſer Schlafenden anzuſehn; einige hoch oben auf den Koffern in einen ſchlechten Mantel gehüllt, andre in einem beſſer geſchützten Raum mitten

zwiſchen ihrem Gepäck, noch andre auf den Dielen liegend und ſich auf ihr mitgebrachtes Bettzeug bettend, ihre Kindlein an der Seite ꝛc. Das Paſſage-Geld auf dieſen Dampfbooten iſt auffallend gering. Für die ungeheure Strecke von Buffalo über Detroit nach Milwaukie oder nach Chicago (über 1000 Meilen weit) zahlt ein Kajüten-Paſſagier 12 Dollar, wobei er die Koſt frei hat, und ein Steeridge-Paſſagier 6 Dollars, wobei er ſich ſelbſt beköſtigen oder für eine jede Mahlzeit beſonders bezahlen muß.

Kaum hatte ich dies Dampfboot beſtiegen, ſo bemerkte ich, daß eine große Reiſegeſellſchaft von Auswanderern ſich darin befand, die den ganzen hintern Theil des Schiffs einnahm. Ich redete Einige an, in der Hoffnung, es würden Deutſche ſein; allein ſie verſtanden mich nicht. Ich hörte ihren Geſprächen zu, und konnte nicht herausbringen, welche Sprache ſie redeten. Endlich ſah ich aus der Aufſchrift eines Koffers, daß es Schweden waren. Zugleich ſah ich Einen von ihnen in der ſchwediſchen Bibel leſen. Ich ging auf ihn zu, machte die Bibel zum Dolmetſcher und knüpfte auf dieſe Art ein Geſpräch. an. Zuerſt ſchlug ich ihm die Stelle auf: Das iſt je gewißlich wahr ꝛc. Ich wies dabei auf mich als einen Sünder, dem Barmherzigkeit widerfahren ſei. Dann wies ich mit fragendem Blicke auf ihn ſelbſt, ob auch er ein Solcher ſei. Er bejahte dies mit bedeutungsvollem Kopfnicken. Hierauf ſchlug ich die Stelle auf: Selig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden! und fragte in derſelben Weiſe, ob er und ſeine Gefährten zu dieſen Verfolgten gehöre. Ich erhielt dieſelbe Antwort. Dann reichte ich ihm die Stelle: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Und ob du durchs Waſſer geheſt, will ich bei dir ſein, daß dich die Ströme nicht ſollen erſäufen! Alsbald ſah ich

ihm die Freude an, die er über dies herrliche Verheißungswort empfand. Zum Schluß unſerer Unterhaltung reichte ich ihm die Hand zum Zeichen der brüderlichen Gemeinſchaft, was er herzlich erwiederte. Auf dieſe Weiſe würde ich indeß nichts Näheres über dieſe lieben Leute erfahren haben. Ich hätte mich damit begnügen müſſen aus dem tiefen Blick ihrer blauen Augen, die ſo treu unter den langen blonden Haaren hervorſahen, aus dem liebevollen, einträchtigen Weſen, was ſie gegen einander an den Tag legten, und aus dem guten Zeugniß, das andre Mitreiſende ihnen gaben, zu ſchließen, daß ſie Kinder des Lichts und des Friedens ſeien. Glücklicherweiſe fand ich einen jungen Kaufmann aus Norwegen, der zugleich ſchwediſch und engliſch verſtand. Durch ſeine Vermittlung erfuhr ich folgende nähere Umſtände: Die 140 Schweden auf unſerm Schiffe gehörten, wie ich gleich anfangs vermuthet hatte, zu den Läſare, hatten als erweckte, gläubige Leute in ihrem Vaterlande viel Verfolgung erlitten, und zum Theil Monate lang im Gefängniß geſeſſen. Darum hatten ſie, wenn ich recht verſtanden habe, auf das Wort der unter ihnen aufgeſtandenen Seher, ſich aufgemacht gen Weſten. Gegen 1000 ihrer Brüder und Schweſtern waren ihnen bereits vorangegangen nach Victoria im Staate Illinois. Dieſen folgten ſie nach. So ſind noch jetzt wie vor zweihundert Jahren die Vereinigten Staaten der Zufluchtsort Aller, die in Europa um ihres Glaubens und Gewiſſens willen Verfolgung leiden. Und einer ſolchen Freiſtatt kann der Segen Gottes nicht fehlen. Uebrigens habe ich nie in meinem ganzen Leben mein Nichtverſtehn einer fremden Sprache ſo bedauert, als wie in dieſem Falle. Welche ſchönen Stunden würde ich mit dieſen Pilgern verlebt haben, hätte ich ſchwediſch verſtanden!

Ich würde mich ſofort daran gemacht haben, ſchwediſch zu lernen, da ein Blick in die ſchwediſche Bibel mir zeigte, daß dies gar nicht ſchwer ſei. Allein die Zeit, die ich mit ihnen zubrachte, war zu kurz hiefür. Ich hätte ſogar Luſt gehabt, der freundlichen Aufforderung zu folgen, die ſie an mich richteten, mit ihnen zu gehen und ihr Prediger zu werden. Allein auf meine deßfallſige Anfrage erwiederten ſie, daß in Victoria ſchon ein gläubiger ſchwediſcher Prediger ſei. Von den Predigern in ihrer Heimath verſicherten ſie, daß keiner derſelben es mit ihnen gehalten habe. Fürwahr traurig, ſehr traurig! Wie wird dadurch das Werk Gottes unter dieſem ſo empfänglichen Volke gehindert! In Neu-York bei dem Methodiſtenprediger H. ſah ich einen Schweden, der kurz nach ſeiner Ankunft zwei ſchwediſche Predigten gehört hatte, dadurch zur Buße gekommen war, und nachdem H. in ſeinem Hauſe wiederholt mit ihm gebetet, die Gnade des Heilandes ſich zueignen konnte. Auch aus mehreren andern Zügen, die H. mir erzählte, ſchien es mir, als ob unter dieſem Volke große Empfänglichkeit ſei.

Eine minder wohlthuende Unterredung hatte ich mit einem Manne, der auf mich zukam und mich angelegentlich fragte, was die gläubigen Theologen in Deutſchland von der Erbſünde hielten, ob ſie glaubten, daß jeder Menſch als Sünder geboren werde. Freilich glauben ſie das! erwiederte ich. Wie können Sie dies glauben! entgegnete er; von Sünde kann nur bei einem verantwortlichen Weſen die Rede ſein, welches den Unterſchied von Gut und Böſe kennt; ein Kind aber kennt dieſen Unterſchied noch nicht. Als ich ihm auseinander ſetzte, gleich einer Krankheit pflanze ſich die Sünde von den Eltern auf die Kinder fort, äußerte er, die Sünde ſei nichts Phyſiſches, und könne

ſich daher auch nicht phyſiſch übertragen. Herr, fragte ich endlich, ſind Sie ein Univerſaliſt oder ein Unitarier? Ich bin ein Methodiſtenprediger, war die Antwort, aber in dieſem Stücke neige ich mich freilich zu den Unitariern hin. Mehrere Andre nahmen jetzt an unſrer Disputation Antheil, darunter ein presbyterianiſcher und ein baptiſtiſcher Prediger, die meine Partei ergriffen. Der Letztere erwiderte, als der Methodiſt ihn fragte: of what denomination are you? (Welcher Partei gehören Sie an? eine der gewöhnlichſten Fragen hier zu Lande,) ich gehöre zu den Baptiſten, wünſche aber, bloß ein Chriſt genannt und als Solcher erfunden zu werden. Ich reichte ihm nachher die Hand und bezeugte ihm meine Freude über dieſe Geſinnung. Er ſagte mir, daß er als Miſſionar nach Springfield im Staate Illinois geſendet ſei und dort Chriſtum den Gekreuzigten predigen wolle; im Glauben an Ihn, ſagte er, ſind wir Eins. Ich gewann dieſen jungen Baptiſtenprediger von Herzen lieb, und werde mich freuen, ihn im Weſten vielleicht wiederzuſehn. Wunderbares Ding, wie die Liebe zum Heilande ſo ſchnell Herzen mit einander verbinden kann, die nach ihrer Herkunft und nach ihren äußern Verhältniſſen ſich völlig fern ſtehen würden. Durch ſie und nur durch ſie geht das Wort des alten Dichters in Erfüllung:

Ἀντὶ κασιγνήτου ξείνος θ' ἱκέτης τε τέτυκται
Ἀνέρι, ὅς τ' ὀλίγον πὲρ ἐπιψαύῃ πραπίδεσσιν.

Nur wenige deutſche Auswanderer waren auf dem Schiffe, aus dem Herzogthum Meiningen zu Hauſe. Sie erzählten mir viel von den Plackereien und Betrügereien, die ſie unterwegs erlitten. Ich wies ſie darauf hin, Gott zu bitten, daß er ihnen gute Menſchen zuſende und ſie an den rechten Ort führe. Auch las ich ihnen Mehreres

aus der Bibel vor und erklärte es ihnen. Sie dankten mir dafür auf's herzlichſte und ſprachen wiederholt ihr Bedauern aus, daß ich nicht mit ihnen nach Wisconſin gehen und dort ihr Prediger werden wolle. Als ich das Schiff verließ, halfen ſie mir auf's Freundlichſte bei Herausſchaffung meines Gepäcks. Ihre Kinder ſchienen wohl erzogen und unterrichtet. Fürwahr, es ſind nicht alle Deutſche, die nach Amerika gehen, ſo ſchlecht, wie man ſie häufig darſtellt!

Ich muß mich nunmehr kurz faſſen, da meine Zeit verfloſſen iſt. Unſer Dampfboot landete am Dienſtag Mittag zu Cleveland im Staate Ohio, welches ſehr ſchön theils auf einer Anhöhe, theils am Ufer des Erie-Sees liegt. Abends 9 Uhr langten wir nach 26ſtündiger Fahrt zu Detroit an. Von dort ging ich nach Sandwich in Obercanada, wo ich bei einem Landsmann, Herrn F. V., mehrere Tage angenehm zubrachte und mich erholte.

Ich machte während dieſer Zeit einige Beſuche in Detroit und lernte die beiden proteſtantiſchen Prediger daſelbſt, Hermann und Winkler, kennen. Erſterer ſteht an einer unirten, Letzterer, früher Profeſſor zu Columbus, an einer lutheriſchen Gemeinde. Das Verhältniß beider Prediger zu ihren Gemeinden iſt nicht ohne Spannung und Zwieſpalt, und zwar Winkler's Gemeinde nur deßhalb, weil dieſelbe die Liturgie, welche er lieſt und ſeine Polemik gegen die Reformirten und die engliſchen Kirchenparteien ſich nicht gefallen laſſen will. Es iſt dies um ſo mehr zu beklagen, als der perſönliche Character Winklers, ſowie ſeine Kenntniſſe und Gaben, allgemeine Achtung verdienen und erlangen. Allein die Gemeinde will nun einmal keine ſtreng lutheriſche ſein. Zu beklagen iſt auch, daß hier, wie anderwärts manche deutſche Gemeindeglieder, weil ſie

ſolcher Reibungen überdrüſſig werden, zu einer engliſchen Kirche übergehen.

Am Sonntag nahm ich in Detroit an dem Gottesdienſte in der Epiſkopalkirche Theil, und hörte eine Predigt des Biſchofs über die Stelle: darin ſtehet die Liebe, nicht daß wir Gott geliebet haben, ſondern daß Er uns geliebet hat ꝛc. Er legte einfach und herzlich die Sünderliebe des Heilandes dar, in einer Weiſe, die ganz geeignet war, die Herzen zu gewinnen. Jedenfalls gehörte er nicht zu den, in der Epiſkopalkirche Amerika's, wie man mir verſicherte, immer mehr überhand nehmenden Puſeyiten. Ich bedauerte nur, daß die Predigt zu kurz war, weil die Liturgie zu lang geweſen war. So ſchön und bibliſch dieſe Liturgie iſt, ſo kann ich doch nicht umhin, ein Gebet aus dem Herzen, etwa mit Vorleſung eines Pſalms, derſelben vorzuziehen, zumal dieſe Liturgie ihrer übermäßigen Länge wegen in der Regel ſehr raſch hergeleſen wird.

Am Montag den 5. October beſtieg ich das Dampfboot Madiſon, um nach Chicago zu fahren. Es ging erſt den Detroit-Strom hinauf in den St. Clair-See, und dann aus dieſem in den St. Clair-Strom. Ein herrliches Schauſpiel genoß ich hier, als es Abend wurde. Der Mond ging in Geſtalt einer hochrothen Kugel über den Urwäldern Canada's auf, die dicht am Strome ſich dahin ziehn. Je höher er am Himmel emporſtieg, deſto mehr nahm er einen hellen Silberſchein an, welcher in den ruhigen Fluthen des ſchönen Stromes ſich abſpiegelte. Am andern Morgen, als ich erwachte, befanden wir uns auf dem großen Huron-See. Alle dieſe Seen haben ein angenehmes, trinkbares Waſſer. Das des Huron wird indeß vorzugsweiſe gerühmt. Während der Fahrt bot ſich

dem Auge mancher anziehende Anblick dar. Adler umschwebten unser Schiff, die waldbewachsenen Ufer des Staates Michigan lagen in schönen Umrissen vor uns, und manchmal fuhren wir an freundlichen Inseln vorbei. Am Dienstag Abend landeten wir in einer Bucht, um Holz einzunehmen. Die Sonne ging gerade unter und der röthliche Schein, womit sie den abendlichen Horizont umgab, wiegte sich auf den Wellen des Sees. Ich verließ das Schiff ein wenig, um mir die Waldungen anzusehn und — über eine Predigt zu meditiren. Es waren nämlich 60 deutsche Einwanderer aus der Gegend von Nienburg an der Weser und 24 aus der Gegend von Regensburg an Bord, die mit großer Freude mein Anerbieten, ihnen zu predigen, angenommen hatten. Weil manche von ihnen beim Holztragen halfen, so konnte ich die Zeit, wo das Boot still lag, nicht zum Gottesdienst benutzen, sondern mußte warten, bis es wieder weiter fuhr. Da sammelten sich denn die lieben Landsleute in großer Zahl um mich her auf dem Verdeck — der Kapitän hatte gern seine Einwilligung dazu gegeben — wir stimmten ein deutsches Lied an, und nachdem ich, zu den Sternen aufblickend, welche bereits herniederglänzten, den Herrn um seinen Segen angerufen hatte, predigte ich über 1 Mose 12, 1. u. 8. Zum Schlusse ermahnte ich sie, in Wisconsin dasselbe zu thun, was Abraham in Canaan gethan, dem Herrn einen Altar zu bauen, vor Ihm im Kämmerlein oder auch in Wald und Feld die Kniee zu beugen und ihren Kindern zu predigen von dem Namen des Herrn; dann werde der Gott, der mit Abraham war, auch mit ihnen sein, und wie Er sie gnädig über das Weltmeer herübergebracht in die neue irdische Heimath, so auch sie in die wahre, ewige Heimath der

Seelen hinbringen. Der Herr gab mir die Gnade, mit Freudigkeit zu ihnen zu reden und ihnen den Heiland der Sünder vor die Augen zu malen. Ich fühlte, daß meine Worte nicht verloren gingen, sondern Herzen fanden, welche sie aufnahmen. Am andern Morgen sprachen Mehrere dies gegen mich aus, und baten mich dringend, ihnen noch einmal zu predigen. Mir gefielen diese Leute sehr gut. Mehrere von ihnen gehörten einem Mäßigkeitsvereine an. Zu ihrer Aller Gunsten sprach schon der Eine Umstand, daß sie sich so einträchtig zusammengethan und zusammengehalten hatten. Sie wollten sämmtlich nach Milwaukie im Staate Wisconsin. Nach Wisconsin geht überhaupt jetzt mehr als nach irgend einem andern Staate der Strom der deutschen Einwanderung. Fast jedes Dampfschiff, das von Buffalo nach Chicago geht — und es geht fast täglich eins — nimmt eine ganze Schaar deutscher Einwanderer mit. So mehrt sich die Bevölkerung in unglaublich raschen Progressionen. Die Stadt Milwaukie, die vor wenigen Jahren noch gar nicht existirte, von der nicht einmal der Name vorhanden war, zählt bereits 12,000 Einwohner. Und mehr als wie von irgend einem Staate der Union ist von Wisconsin zu erwarten, daß es ein deutscher Staat wird. Möchten nur für die zahllosen Deutschen daselbst sich Prediger finden! Gemeinden würden sehr schnell zu finden und zu gründen sein! Stellen auch! Denn das Land ist so gut und reich, daß wahrlich Niemand hier Hunger zu leiden braucht, der nur ein wenig Glauben mitbringt.

In der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch kamen wir durch die Michillinackinat-Straße aus dem Huron-See in den Michigan-See. Wären wir mehr nordwärts gefahren, so wären wir in den Obern-See gekommen, an dessen südlichem Ufer die berühmten Kupferminen sind, wo Kupfer und andere Erze sich in unerschöpflicher Menge in gediegenem Zustande vorfinden. Viele Deutsche sind dort beschäftigt gegen sehr hohen Lohn, aber auch unter vielen Gefahren und Entbehrungen. Den ganzen Mittwoch hindurch fuhren wir über den Michigan-See dahin. Gegen

Abend näherten wir uns den Inseln des großen Geistes, so genannt von den Indianern, welche vor Ankunft der Weißen nicht gewagt haben sollen, diese Inseln zu betreten. Jetzt ist dies anders. Als wir an einer dieser Inseln landeten, um Holz einzunehmen, sah ich alsbald drei Indianer dastehn mit Fischen aus dem See, die sie zum Verkauf anboten. Einer schien ein Häuptling zu sein. Er hatte sein Gesicht roth bemalt, seine Füße steckten in zierlichen Mocassins, die Brust war mit einem rothen Shwal umwunden, deßgleichen der Kopf, von welchem ein seltsamer Zierrath, aus Federn und anderm Schmucke bestehend, weit über den Rücken hinabhing. So sehr er eine starre, ausdruckslose Haltung behauptete, so schien mir doch ein starker Zug von Eitelkeit in Betracht seines Schmuckes in seinem Gesicht zu liegen. Das Ausbieten der Fische zum Verkauf überließ er den Andern, einem jungen Manne und einem etwa zwölfjährigen Mädchen. Wahrscheinlich waren alle drei noch Heiden. Sie dauerten mich um so mehr, als sie auch im Aeußern sehr vernachlässigt waren: das Mädchen war statt eines Kleides in eine wollene Decke eingehüllt, die von ihren schwarzen Haaren bis zu den Füßen herniederreichte. Diese Decken sind von den Indianern sehr gesucht, da sie ihre früheren Thierhäute damit vertauscht haben. Allein die einen sowohl wie die andern sind doch nur ein unvollkommener Schutz gegen die Kälte. — Ich stieg hier ans Land und ging in den Urwald hinein, der die Insel bedeckte. Welch ein Anblick! Tannen und Cedern, amerikanische Eichen und Wallnußbäume (hickory's, deren es zwei Arten gibt), dazu Platanen und Zuckerrahornbäume (deren Saft, im Frühjahr abgezapft, den Ahornzucker liefert), ragten hier ehrfurchtgebietend empor, zum Theil in majestätischer Größe. Und mitten zwischen ihnen sah man theils stehend, theils liegend, eine große Menge von Alter erstorbener Bäume. Hier war einer in seinem Falle von einem jüngern, kräftigern Nachbar aufgehalten und lehnte sich auf ihn. Dort lag einer wagerecht auf dem Boden, war mit dickem Moos überwachsen und bot die schönste Ruhe-

bank dar. Wieder andere lagen da so verrottet, daß ich meinen Stock mit Leichtigkeit tief hineinstecken konnte. Nun bitte ich, noch wilde Weinreben (mit eßbaren Beeren) und andere Schlingpflanzen, Farrenkraut und allerlei Gesträuch sich dazwischen zu denken, und das Bild eines Urwalds ist vollendet, eines, von Menschenhänden noch nie benutzten und — nie entweihten Heiligthums. Wahrlich, ernste feierliche Gefühle müssen hier erwachen, wo der Mensch die Erde sieht, nicht wie sie unter seiner, so vielfach sie schändenden und verderbenden Hand sich gestaltet hat, sondern in ihrer jungfräulichen Gestalt und ungezähmten Kraft! Ich war nicht allein in den Wald gegangen. Einer von den hannöverischen Landsleuten war mit mir, ein schlichter Mann, doch von tiefem Gefühl und in seiner Bibel wohl erfahren. Er rief aus, als wir in den Wald hineintraten: Herr wie sind Deine Werke so groß und viel! Ja, wer das sehen will, soll nur nach Amerika kommen ꝛc. Nach etwas längerm Umherwandern, als er einen mächtigen Baum nach dem andern verrottend am Boden liegen sah, konnte er sich nicht enthalten, in seinem heimathlichen Plattdeutsch und seinen heimathlichen Ideen gemäß zu sagen: Nein, es ist doch eine Sünde und eine Schande, daß man diese schönen Bäume hier so verfaulen läßt, ohne sie zu gebrauchen! Hätte man die bei uns zu Lande, man würde etwas Besseres damit anzufangen wissen ꝛc. Leider setzte ein hereinbrechendes Gewitter unsern beiderseitigen weitern Betrachtungen ein Ziel. So gern ich noch die Hügelreihe erstiegen hätte, die inmitten der Insel emporragte, ich mußte zum Schiffe zurückkehren, dessen Weiterfahrt gleichfalls durch das Gewitter verhindert wurde. Denn weil auf diesen Seen nicht selten die Stürme sehr gefährlich werden, hielt der Capitän für's Beste, die ganze Nacht vor Anker zu liegen.

Ich benutzte den Mittwoch Abend noch dazu, meinen Reisegefährten einen Vortrag über allerlei Verhältnisse in Amerika zu halten, wobei ich sie über Dies und Jenes zu belehren suchte, wovon ich dachte, es könne ihnen

noch nützlich werden. Ihre Hauptsorge, die sie fortwährend aussprachen, war, wie es mit dem Unterricht ihrer Kinder gehen solle. Am Donnerstag (gestern) Abend, da wir uns Milwaukie immer mehr näherten und das schlechte Wetter eine Predigt im Freien unmöglich machte, kam ich zu ihnen hinab in ihr Gemach im untern Schiffsraum und hielt dort beim Schein einer, an der Decke hangenden, Lampe eine Predigt über Joh. 10, 27—30. Ich schilderte ihnen den verlornen Zustand der Schaafe, die keinen Hirten haben, und die Liebe, womit der gute Hirte das Verlorne sucht, findet, weidet und leitet. Sie waren auch diesmal ganz Ohr. Ich fühlte es, wie sich bereits ein Verhältniß zwischen ihnen und mir bildete, das ich so gern fortgesetzt hätte. Der Abschied wurde uns beiderseits schwerer, als wie ich vorher gedacht hatte. Als ich ihnen die Hand reichte und ihnen Gottes Schutz und Segen wünschte, flossen viele Thränen. Ich weiß, wenn ich hätte mit ihnen ziehen dürfen, die lieben Leute würden für mich gethan haben, was sie nur gekonnt hätten. Möge der Herr ihnen bald einen Andern Arbeiter zusenden! — Heute Morgen um 3 Uhr landeten wir in Milwaukie, wo sie das Schiff verließen. Von da bis Chicago sind 80 Meilen. Bald werden wir dort anlangen, worauf ich, so Gott will, ohne langen Aufenthalt zu Lande nach Ottawa und von da mit dem Dampfboote den Illinois und Missisippi hinab nach St. Louis zu reisen denke.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, Einiges aus dem, vor mir liegenden, 27. Jahresberichte der „Missions-Gesellschaft der bischöflichen Methodistenkirche" mitzutheilen, was Deutschland und die evangelische Kirche Deutschlands sehr nah angeht. In diesem Berichte wird nämlich ausführlich Nachricht gegeben über „die Missionen der Methodistenkirche unter den Deutschen." Es heißt dort, wie folgt: „Große Schaaren von Deutschen lassen sich jährlich in unsern bedeutendern Städten, größere noch in dem weiten Missisippi-Thal nieder. Da sie unsere Sprache nicht verstehn, so ist es unmöglich, durch die gewöhnlichen Mittel unserer englischen Kirchen einen Einfluß auf sie

auszuüben. Wir müſſen daher dieſe zahlreiche und noch fortwährend zunehmende deutſche Bevölkerung als ein einheimiſches Miſſionsfeld betrachten. Die Vorſehung Gottes hat uns daſſelbe angewieſen, indem ſie, dieſe Leute in unſere Mitte verpflanzend, auf die evangeliſchen Chriſten dieſes Landes die Pflicht legt, ihren geiſtlichen Bedürfniſſen abzuhelfen. Nicht ohne Sünde können wir dieſe Pflicht vernachläſſigen. Der einzige Weg aber, Eingang zu finden unter den Deutſchen, iſt der, ihnen die großen Thaten Gottes in ihrer Sprache zu verkündigen. Es ſtellen ſich dem zwar große Hinderniſſe entgegen. Ein Theil dieſer Einwanderer iſt voll von dem halb heidniſchen Götzendienſt und Aberglauben der römiſchen Kirche, ein anderer iſt in den deutſchen Rationalismus verſtrickt. Allein das Evangelium von Chriſto iſt eine Kraft Gottes zur Seligkeit, und wir haben geſehen, daß alle dieſe Hinderniſſe ſeinen glorreichen Lauf nicht aufhalten können. Wir haben bereits 50 deutſche Prediger, welche als die Frucht ihres unermüdlichen Eifers zwiſchen drei und viertauſend Deutſche in unſere Kirche geſammelt haben. Sie ſind die Vorkämpfer des Methodismus unter den Deutſchen, und künftige Geſchlechter werden aufſtehn und ſie geſegnet nennen. In ihren Arbeiten, Aufopferungen und ihrem Geiſt der Ausdauer legen ſie eine auffallende Aehnlichkeit an den Tag mit jenen ehrwürdigern Männern, welche zuerſt den Methodismus in unſerm Lande verbreiteten."

Weiterhin iſt der Bericht eines ſolchen deutſchen Miſſionars abgedruckt, an deſſem Schluſſe folgende Hoffnungen ausgeſprochen werden: „Ich finde die Arbeit und Verantwortlichkeit meines Arbeitsfeldes ſehr ſchwer. Ich muß jedes Vierteljahr an 900 Meilen zurücklegen, um alle meine Beſtimmungsorte zu erreichen, und bin öfter ſo müde, daß ich kaum vom Pferde ſteigen kann. Ich habe zwar einen ſtarken und feſten Körper, aber gleich wohl fürchte ich, daß meine Geſundheit bald hierunter leiden wird. Und dennoch muß und will ich Gott dafür preiſen, daß ich für das Wohl meiner Landsleute wirken darf. — Die Arbeiten von uns Miſſionaren ſind bereits

mit großem Erfolge gekrönt. Indeß die Zukunft wird noch größere Dinge entfalten. Ich zweifle nicht, daß eine große deutsche Reformation zuletzt auf unsere frommen Bemühungen folgen wird, nicht nur in diesem Lande, sondern mitten im Herzen Deutschlands und Europas. (in the very heart of Germany and Europe.) Den endlichen Erfolg der Bewegungen und des Einflusses des Methodismus auf die Deutschen kann Niemand voraussehen. Nur der Allwissende kennt ihn. Darum, Brüder! erwacht zur Theilnahme für diese große Sache! Verlieret sie keinen Augenblick aus dem Gesichte! Aber, merkt es wohl! jetzt ist die Zeit, das Feld ist weiß zur Ernte ꝛc."

Hört Ihr es, lieben Landsleute, und besonders Ihr angehenden Diener des Worts im Vaterlande, hört Ihr's wohl, was der Methodistenprediger sagt? was er geweissagt? Und glaubt es nur, seine Weissagung wird in Erfüllung gehn, wenn Ihr nicht andern Eifer, als wie bisher, für Eure deutschen Brüder in Amerika an den Tag legt! Mehr und mehr werden die Methodisten sie an sich ziehn, werden wenigstens den empfänglichen Theil unter ihnen gewinnen, werden dann auch nach Deutschland herüberkommen und dort in ihrer Weise das Evangelium predigen, und gewiß nicht ohne großen Zulauf — wenn Ihr nicht jetzt, wo es noch Zeit ist, in Eurer Weise, aber mit neuem Feuer von Oben Buße und Glauben predigt allem Volk, sowohl in Deutschland als in Amerika! O möchten diese meine Worte Gehör finden! Möchte der Herr seine Kirche in Deutschland durch eine neue Ausgießung seines Geistes beleben, befruchten und mit dem Geiste selbstverläugnender Liebe und unternehmender Thatkraft erfüllen! Mit diesem meinem herzlichen Wunsche für mein altes Vaterland schließe ich, alle meine Freunde herzlich grüßend und ihrer Fürbitte auf meiner weitern Pilgerfahrt mich anempfehlend.

Geschrieben am Bord des Dampfboots Madison auf dem Michigan-See am 9. October 1846.

Am Freitag Abend, den 9. Octbr., langte ich per Dampfboot zu Chicago, im Staate Illinois an. Es ist eine Stadt von etwa 12,000 Einwohnern, die gleich allen amerikanischen Städten sehr weitläufig gebaut ist, so daß, wenn die vielen Zwischenräume und leeren Stellen zwischen den Häusern ausgefüllt wären, sie vielleicht die dreifache Einwohnerzahl enthielte. Ich wollte gleich am Samstag weiter reisen, allein dies wollte sich nicht machen. Ein Amerikaner, mit dem ich auf dem Dampfboot reiste, hatte mir gesagt, es bestehe in Chicago eine deutsch-evangelisch-methodistische Gemeine, die von der amerikanischen Gemeine sehr geachtet sei, und in der viele Erweckungen vorgekommen wären. Ich war neugierig zu erfahren, welcher Kirchenpartei diese Gemeine angehöre, suchte also die Kirche auf und ging hinein. Da fand ich denn den Prediger, einen sehr schlicht gekleideten Mann, damit beschäftigt, die Kirche auszufegen. Erst nachdem er dies Geschäft vollendet hatte, setzte er sich zu mir in seinem Hause, wohin ich mittlerweile gegangen war, um sich mit mir zu unterhalten. Da hörte ich denn mit Erstaunen, daß er den vielverrufenen Albrechtsleuten angehöre, die sich selbst die „Evangelische Gemeinschaft" oder die „Evangelischen Brüder" nennen. Ich fragte ihn nach der Lehre seiner Kirche und hörte, dieselbe stimme ganz mit der, der Methodisten überein. Ich fragte insonderheit nach ihrer Rechtfertigungslehre und erkannte, daß die Altlutheraner in ihren Berichten nach Deutschland, diesen guten Leuten sehr Unrecht gethan haben, wenn sie dieselben in dieser Beziehung, als Irrlehrer bezeichnet haben. Nur über die Heiligung lehren sie gleich den Methodisten, daß ein Zustand der vollkommnen Liebe und der völligen Herrschaft über die Sünde, schon in diesem Leben zu erlangen sei (1 Joh. 4, 18.) und machen einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem Zustande der Vollkommenheit (obgleich sie keine absolute Sündenfreiheit darunter verstehen) und dem Zustande des bloßen Gerechtfertigtseins. Doch erklärte wenigstens der Prediger in Chicago, der Grund der Heiligung würde schon in

der Rechtfertigung gelegt, und es ſei bloß ein Weiterwachſen und Fortbauen auf dieſem Grunde, wenn man zur Vollkommenheit gelange. Ich kann nicht anders ſagen, als daß ſeine Erklärungen mich im Ganzen befriedigten, und ich den Mann herzlich lieb gewann. Er war aus dem Schwabenlande und obgleich als kleines Kind herübergekommen, hatte er doch ganz die treuherzige, ſchwäbiſche Art an ſich. Er kam mir grade vor, wie ein würtembergiſcher Stundenhalter, unſtudirt, aber mit reicher Schriftkenntniß, und auch einiger äußerer Bildung. Letzteres erkannte ich ſchon daran, daß er mich Sie nannte, was für einen, unter den pennſylvaniſchen Deutſchen, großgewordenen, viel heißen will. Seine Frau z. B., die eine Pennſylvaniern iſt, nannte mich ganz vertraulich Du. Ich bat ihn indeß mich auch Du zu nennen, da ich in ihm den Bruder in Chriſto und Mitarbeiter in ſeinem Weinberge nicht verkennen konnte. In brüderlichem Verkehr mit ihm und ſeinen Gemeindegliedern brachte ich nun den ganzen Samſtag und Sonntag in Chicago zu, wohnte am Samſtag Nachmittag der Vorbereitung auf das heilige Abendmahl bei, kommunicirte am Sonntag Morgen mit ihnen und am Sonntag Abend predigte ich, wobei ich auf Verlangen Manches von dem erzählte, was der Herr gegenwärtig in Deutſchland thut. Wiederholentlich hörte ich die Leute ihre Freude darüber ausſprechen, daß jetzt auch in Deutſchland Bekehrungen geſchähen, denn zu meiner Zeit, ſagten Mehrere, hörte man davon gar nichts. Vergleiche ich die Albrechtsleute mit den eigentlichen Methodiſten, ſo finde ich an ihnen, ſo weit ich ſie kennen gelernt habe, namentlich den Vorzug, daß ſie nicht ſo geneigt ſind, wie die Methodiſten, ſich für die allein wahre Kirche zu halten und Jedermann zu ſich hinüberziehn zu wollen. Auch iſt das ſchön, daß ſie die deutſche Sprache zu halten ſuchen. Denn als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Prediger Albrecht, ihr Stifter, durch die engliſchen Methodiſten erweckt wurde, bat er dieſelben, den Methodismus unter die Deutſchen verpflanzen, und die bekehrten Deutſchen in die Methodiſtenkirche auf-

nehmen zu dürfen. Allein dies wurde ihm abgeſchlagen, ſo ſah er ſich genöthigt, um wirken zu können, eine eigene, rein deutſche Kirchenpartei zu ſtiften. Und ich halte dafür, man muß dieſer Partei den Ruhm laſſen, und ihr zugeſtehen, daß ſie namentlich in dem, vor 30—40 Jahren hier zu Lande ſtattfindenden traurigen Verfall der reformirten und lutheriſchen Kirche, das Mittel geworden iſt, viele Seelen zu ihrem Heilande zu führen. Von manchen Vorwürfen, die ihnen gemacht ſind, kann ich allerdings die Albrechtsleute nicht frei ſprechen. So z. B. ſah ich am Schluſſe des Abendgottesdienſtes, nach dem Schlußgebet, das der Prediger hielt, ein Mädchen wiederholentlich in die Höhe ſpringen, mit den Händen klatſchen und vor Freude laut aufſchreien und jauchzen, auf eine Weiſe, daß ich mich nicht erbaut, ſondern verletzt fühlte. Ich konnte mich nicht enthalten, das nachher dem Prediger zu ſagen, der mir wenigſtens in etwa beiſtimmte und erklärte, er werde jenem Mädchen gelegentlich bedeuten, ſich in Kundgebung ihrer Gefühle zu mäßigen. Ueberhaupt hat der ganze Gottesdienſt etwas zu Lebhaftes, Unruhiges und Lärmendes. Indeß, man bedenke, es ſind meiſt geringe, ungebildete Leute, und die geben ihre Gefühle, wenn ſie dürfen, lebhaft kund. Einen ſchlichten Osnabrückiſchen Landsmann, der ſich der Gemeinde nebſt mehreren anderen Norddeutſchen angeſchloſſen hatte, ſah ich ſo bitterlich weinen bei Erzählung des Leidens Chriſti, daß ich dadurch gerührt und beſchämt wurde und dachte: habe ich auch wohl jemals das Leiden meines Heilandes ſo zu Herzen genommen?

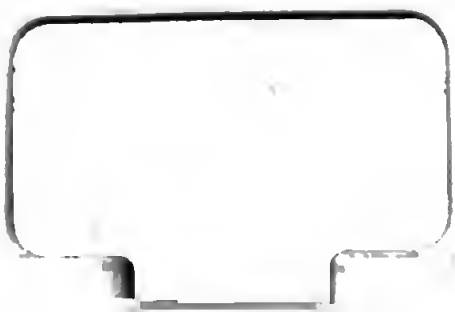
Am Montag, den 12. Oktober, Morgens 3 Uhr, fuhr ich in einer Stage von Chicago weg. In einer Stage wird man bei der ſchlechten Beſchaffenheit der amerikaniſchen Wege ſo geſchüttelt, daß ich denke, es könne keine beſſere Kur gegen Dyspepſie (Verdauungsbeſchwerden) geben. Bis Ottawa und Peru, wo ich Nachts 2 Uhr anlangte und nur 4 Stunden zu ſchlafen Zeit hatte, war der Wagen ſtark beſetzt. Von Peru fuhr ich am Dienſtag Morgen allein weiter; indem ich ſo allein im Wagen oder auf dem Bock ſaß,

wurde ich nicht müde, die herrlichen Urwälder zu betrachten, durch welche wir kamen. Nur hier und da sah man zerstreute Blockhäuser, mit Maisfeldern um sie her. Es ist sehr interessant, diese meist ganz neuen Ansiedelungen zu betrachten. Die Bäume zu fällen, dazu haben die Ansiedler nicht Zeit. Also hauen sie unten um den Baum her eine Kerbe ein, so daß er abstirbt und durch seinen Schatten das Land nicht mehr hindert. In Folge dessen sieht man in einem Maisfelde oft eine Anzahl dürrer Bäume stehn, was einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Ist die Ansiedelung bereits etwas älter, so sieht man nur noch den Stumpf der Bäume, der 2—3 Fuß über dem Boden emporragt. Bis auch dieser ausgerottet und weggeschafft wird, dazu gehört schon mehr Zeit. Außerdem sieht man ungeheure Kürbisse in den Maisfeldern, und Pfirsichbäume um sie her, die hier bereits im dritten Jahre tragen. Kühe, Federvieh und vor Allem Schweine laufen in großer Zahl, halbwild, in den Wäldern umher. In ein Blockhaus trat ich ein, um ein Glas — wollte sagen einen Napf — Wasser zu trinken. Man lud mich freundlich ein, Platz zu nehmen. Die ganze Familie lag und saß krank um ihr Kaminfeuer hin; sie hatte das Fieber, was hier dies Jahr sehr häufig gewesen ist. Ich sagte ihnen Einiges von dem Arzte der Seelen, und mußte dann weg; wäre gern länger geblieben, allein die Zeit fehlte. Am Dienstag Abend langte ich in Peoria, am Illinois-Flusse, an. Am andern Tage durch die ungeheuren Prairien des Staats Illinois fahrend, kam ich am Donnerstag zu Alton am Mississippi an und fuhr von da per Dampfboot nach St. Louis, woselbst ich am Freitage anlangte.

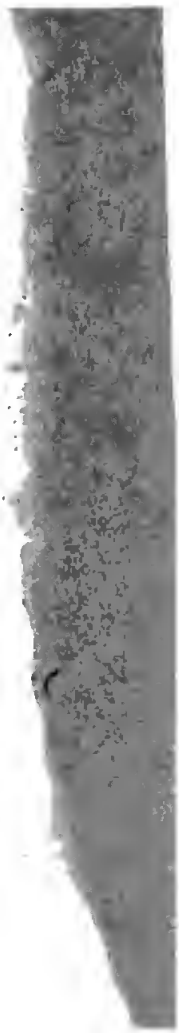
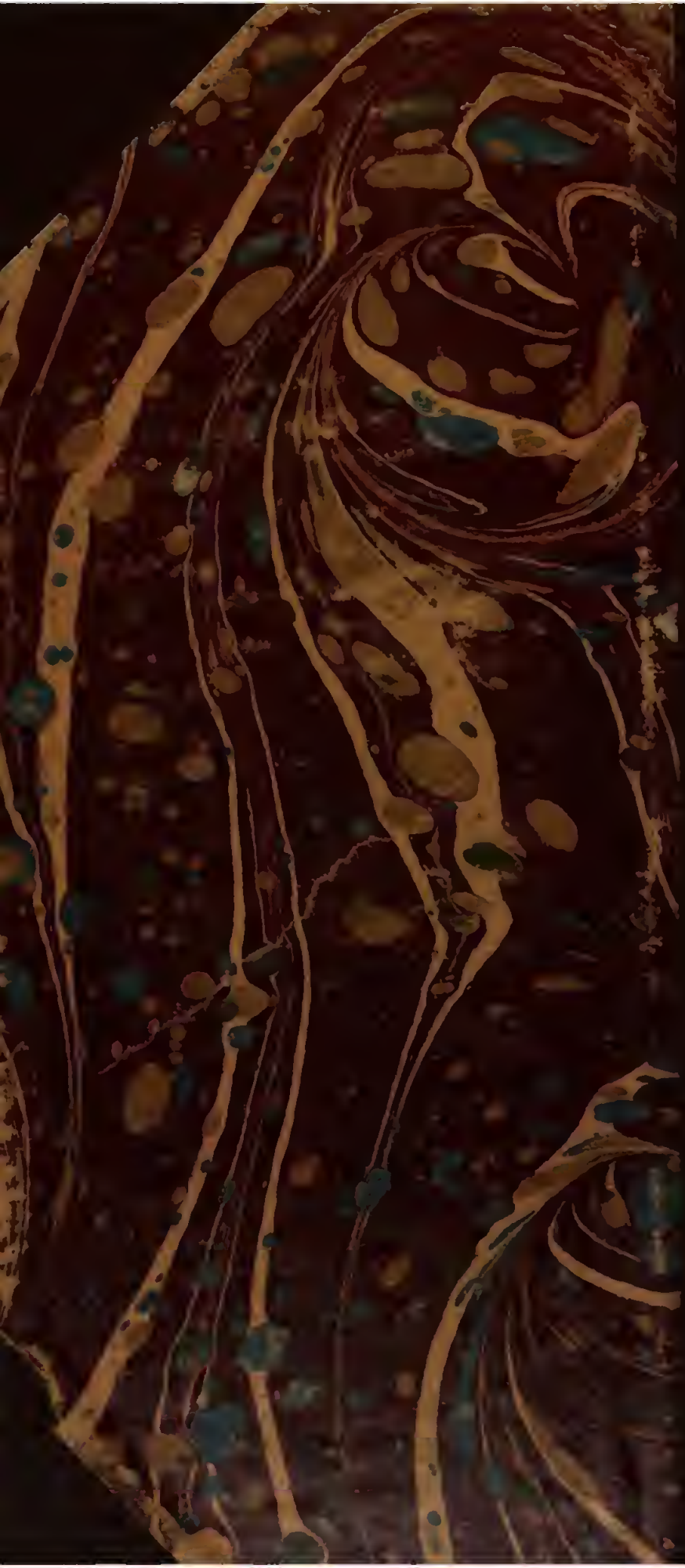
St. Louis, am 22. October 1846.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

3 2044 025 687 99



3 2044 025 687 99



3 2044 025 687 99